Zu

Lenau's Biographie

von

Ludw. Aug. Frankl.

Wien.

Druck und Verlag von Mech & Pierer.

1854.

Univ. Bibl.
München

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

„Wenn bedeutende Menschen sterben, so haben sie uns nicht ganz Gutes hinterlassen, so die Hände ihrer Freunde zu binden. Dann haben sie uns schon gewöhnlich dadurch die Thränen der Zukunft gezeugt. Wie die überlebenden Freunde ein Recht haben, die Nachlebenden der Pflicht, der vollen Zeugnis abzulegen von dem, der nicht mehr für sich selbst reden kann."

Goethe, Ueber Epimenides.

Die Deutschen werden nicht müde die Lebensbeschreibungen der Heroen ihrer Literatur immer wieder zu bereichern; indem sie nach schon halbverwehten Lebensspuren suchen, fast verschüttete Quellen wieder fließen machen und nicht allein die Entstehungsgeschichte, die Beziehung der kleinsten Xenie, vielmehr noch das Persönlichste, die rein menschlichen, geheimsten Verhältnisse unserer Dichter mittheilen. Diese fast rührende Pietät bringt aber unseren Heroen Nachtheil: sie können nicht mythisch werden. Die Nachwelt wird sie vielmehr und genauer kennen als ihre Zeitgenossen, denen manches Menschliche, manche Beziehung verborgen blieb, welche die Nachlebenden bloß legen und erfahren dür-

sen. Die meisten der ewigen Dichter haben, man könnte sagen durch ein günstiges Geschick, sich der vollen grellen Beleuchtung entzogen und das Halbdunkel ist es eben, aus dem Heroen plastischer hervortreten: Homer und Firdusi, Aschylos und Shakespeare, Hesiod und Osterdingen.

Wenn ich bei dieser Anschauung mich dennoch selbst dabei finde, die Gestalt eines der deutschen Nation theuer gewordenen lyrischen Dichters zu zeichnen, neben vielen wichtigen manche nicht sehr bedeutende Züge, bequemes Sichgebenlassen, Menschlichkeiten zu erzählen und die Bildung einer mythischen Atmosphäre so zu sagen unmöglich zu machen; so leitet meine Feder dabei ein anderer Gedanke: Nikolaus Lenau ist der Welt nicht allein durch seinen Genius, er ist ihr auch durch sein grauenvolles Sterben schmerzlich theuer geworden. Wie dem Hellenen der blitzgetroffene Baum und der von Wahnsinn umnachtete Mensch heilig waren, so bleibt er eine Gestalt, der man stets mit weihevoller und auch scheuer Bewunderung sich nähern wird. Bei dieser lebhaften Theilnahme nun für das Unglück des Dichters schien es mir, abgesehen von jeder anderen Absicht, eine Pflicht, das was ich über die Entstehungsgeschichte desselben weiß, wenigstens anzudeuten; beschäftigt sich doch die Wissenschaft mit dem Leben selbst sonst unbedeutender Menschen, wenn es gilt, den Spuren ihrer geistigen Zerrüttung nachzuforschen. Es wäre nicht schwer gewesen, die

Zahl dieſer Blätter zu verdoppeln, ja zu verdreifachen, wenn gemeinſchaftliche Freunde, deren in Wien manche leben, in Anſpruch genommen worden wären. Ich begnüge mich nur Selbſterlebtes zu erzählen, ohne die intereſſanten, nur theilweiſe gedruckten Mittheilungen von Seidl, Schurz, Wurzbach, Obermayer — welchem Letzteren Lenau in den letzten Jahren ſeines Lebens für unbegrenzte Hingebung mit herzlicher Liebe zugethan war — auszuſchließen.

„Zu Lenau's Biographie" ſind dieſe Blätter überſchrieben, ſie ſind ein fragmentariſcher, faſt nur durch die angedeutete Idee zuſammengehaltener Beitrag.

Ich beſuchte in der Stadt, in der Savonarola in Flammen aufging, die Moſaikfabrik, wo aus Halbedelſteinen die kunſtvollſten Blumen, Bauwerke und Geſtalten in Marmorplatten eingelegt werden. Ich ſah lange vielen hundert Arbeitern zu, wie ſie die einzulegenden, mannigfach gefärbten Edelſteinſtücke von größeren und kleinſten Flächen ſchnitten, ſtumpfe und ſpitze Stifte, ſogar Splitter feilten, und dem Künſtler, der die Gemälde formen ſollte, zurecht legten. Er wählte aus all' dem bunten Krame, je nachdem es das zu formende Bild erheiſchte, die einzelnen Stücke, um da ein Licht, dort einen Schatten plaſtiſch zu malen, und dabei kamen ihm oft die kleinſten Steinfragmente am meiſten zu ſtatten, während er größere bei Seite legen mußte.

Der Künſtler, der Lenau's Bild für die Walhalla deutſcher Kunſt malen, ſeine Biographie einſt ſchreiben wird, wird dieſe Fragmente ſichten, verwerfen, benützen.

Wien,
am Allerſeelentage
1853.

F.

I.

Erste Begegnung. — Byron. — Grün. — Das silberne Kaffeehaus. — Karoline. — Raimund. — Der Vorderertrag. — Lenau's Portrait. — Seine Mutter. — Die Mühle.

In der von Friedrich Witthauer redigirten „Wiener Zeitschrift" vom Jahre 1831 erschien ein Gedicht: „Die Werbung," das durch Plastik und eigenthümliches Leben anregte und durch den neuen fremden Namen: Nicolaus Lenau, der darunter stand, noch besonders interessirte. Es war dies das erste Auftreten Lenau's in Oesterreich, ein früheres in J. G. Seidl's Taschenbuch „Aurora" im Jahre 1828 geschah durch ein Gedicht: „Jugendträume", ist aber mit N. Niembsch unterzeichnet.

Im Jahre 1832 kam uns in Wien der erste Band Gedichte von Nicolaus Lenau zu. Die Vollendung der Form, die neuen, aus frischer Naturanschauung entsprungenen Bilder, die süße Schwermuth brachten einen tiefen Eindruck hervor, und mahnten — mit Ausnahme des skeptischen Elementes — diese Gedichte an die wehmüthigen Harfenakkorde, welche der zarteste deutsche Sänger des Frühlings und der Wehmuth: Hölty, erzittern ließ. Die späteren Griffe Lenau's in die Saiten waren kühner, erschütternder, und als

ſeine Liebe zu finſterer Einſamkeit, ſeine myſtiſche Sehnſucht, „dem Weltgeheimniß in den Schlund zu ſchauen“, immer mehr hervorbrachen, glich er mehr Byron als Hölty, ohne die weltverachtende Erhabenheit, ohne die großartige Künſtlerſchaft des Britten zu erreichen, ihm aber ebenbürtig an Geiſt. Byron, wenn ihn das Leben am ſchmerzlichſten ergriffen hat, flüchtet zu den ſchauerlichen Schönheiten der Natur, ſie beſänftigen, ſie beruhigen ihn; Lenau empfängt von ihnen erſt die herbſten Schmerzen. Byron ſieht den Frühling blühen und die Sonne leuchten, ſo ſchön als gäbe es keine Gräber auf Erden! Lenau ſagt dasſelbe, aber er möchte wiſſen, warum dem ſo iſt? er greift wie ein Kind, das ſich mit der Erſcheinung im Spiegel nicht begnügt, hinter denſelben, und will ſie körperlich faſſen. Alle Dämonen, endlich ſoll ihm die Religion Aufſchluß geben, die Manfred-Byron ſchon ſterbend noch von ſich weiſt. Lenau's dichteriſche Seele iſt die Schweſter des Byron'ſchen Geiſtes. Ein fein fühlender und vergleichender Kritiker wird die Aufgabe haben, den Einfluß Byron's auf Lenau darzuſtellen. Andeutungsweiſe ſei hier die erſte Scene in „Fauſt“ und die Manfred's mit dem Gemſenjäger erwähnt und aus dem lyriſchen Theile auf das Gedicht: „An mein Vaterland“ und an das Abſchiedslied „Child Haralds“ hingewieſen. Das Gleichniß vom wilden Thiere, das einſam in den Wald ſterben geht, um durch ſeinen Tod den Andern, dem Leben nicht läſtig zu werden, haben beide Dichter gleich glücklich angewendet u. dgl. m.

Die Gedichte Lenau's, als ſie zuerſt nach Wien kamen, fanden wenig Verbreitung und ſelbſt unter denen, die in

den literarischen Kreisen eine Geltung zu haben meinten, gewannen sie, wie jedes Neue, nur langsame Würdigung. Ich erinnere mich, daß ein damals in Wiener Journalen genannter Lyriker, Novellist und Kritiker ganz tapfer äußerte: „Ich weiß nicht, was man mit diesen Gedichten für Aufhebens macht; ich möchte meinen Namen nicht auf das Buch setzen." Armer Verschollener!

Während die deutsche Kritik die modernen Dioskuren österreichischer Lyrik freudig begrüßte, wurden doch nur die Lieder des Spaziergängers rasch populär in Oesterreich; Lenau's Gedichte blieben Anfangs den Dichtern und Literaten, nur wenigen Eingeweihten und Freunden der Kunst des Dichters bekannt. Erst das persönliche Erscheinen Lenau's in Wien weckte ein größeres Interesse für ihn, wozu die Kunde, der Dichter habe, unzufrieden mit der alten Welt, jenseits des atlantischen Oceans im Urwalde das Glück und das Leben: „das scheue Wild" aufgesucht, nicht wenig beitrug. Damals hatten wenige Menschen in Oesterreich noch die Fahrt gewagt, die jetzt, wo die Reise selbst rascher und sicherer gethan werden kann, auch hier fast als gefahrlos, als gewöhnlich betrachtet wird und keinen abenteuerlichen Schimmer mehr um den Atlantisfahrer verbreitet.

Ich sah Lenau im Herbste 1834 zum ersten Male in Wien im „silbernen Kaffeehause." Er saß einsam in einer Fensternische, nur von Wenigen gekannt. Friedrich Witthauer, der Lenau vor der Reise nach Amerika im Englischen unterrichtete, von seiner poetischen Begabung aber damals keine Ahnung hatte, machte ihn mit den Andern bald persönlich bekannt.

Da das ſilberne Kaffeehaus der Schauplatz iſt, wo wir den Dichter oft ſehen und ſprechen werden, ſo iſt es Aufgabe, daſſelbe in flüchtigſtem Umriſſe zu ſchildern:

In der Plankengaſſe im erſten Stockwerke befand ſich des ſeligen Hrn. Neuner Kaffeehaus; zwei geräumige Zimmer, das erſte den Billard-, das zweite den Schachſpielern gewidmet, waren gaſtlich aufgethan. Hier verſammelten ſich nach Tiſche regelmäßig die Schriftſteller Wiens: Grillparzer und Deinhardſtein ſahen, ohne ſelbſt ſich zu betheiligen, den Schachſpielern zu. Bauernfeld ſpielte Karten. Seltenere Gäſte im anſtoßenden, nur durch ein Spiegelglas getrennten Damenzimmer waren Zedlitz und Bolza. Raimund, Träxler-Manfred, Joh. Nep. Vogl, Friedr. Witthauer, v. Braunthal, Chriſt. Wilh. Huber und Lenau waren die trefflichſten Billardſpieler, namentlich war Lenau kühn, elegant, kräftig; die Aengſtlichkeit der Andern, einen Ball richtig zu treffen, war ihm fremd und langweilig. Ernſt v. Feuchtersleben, Eduard Sileſius, Dr. Carl Hock, Guſtav v. Franck, P. Kaltenbeck, Heinr. v. Levitſchnigg, Max Löwenthal, Ferd. Wolf, L. A. Frankl, J. F. Caſtelli, Fr. Fitzinger, Ant. Schurz, v. Karajan, Ant. Kaſper, Em. Straube, Fr. Stelzhamer, Alex. Baumann, Uffo Horn, And. Schumacher, Fr. v. Schober, Joſ. Ferd. Weigl, Fr. Wieſt, J. J. v. Littrow, Dr. Görgen, Ludw. Löwe, die Muſiker Joſ. Fiſchhof, A. J. Becher, Otto Nikolai, Carl Evers, Hauſer, Aug. Schmid, die Maler: Fr. v. Schwind, Joſ. Danhauſer und viele Andere ſaßen der Spiegelwand entlang, oder in den Fenſternischen an kleinen Tiſchen, tranken unermüdet den wenig ſüßen, ſchwachen, ſchwarzen Kaffee und rauchten aus langen Pfeifen. Lenau rühmet

oft ſeinen Kanaſter, den er aus Amerika mitgebracht hatte und pflegte nur ſelten und nur Einem, der es zu würdigen wußte, mit bedeutungsvoller Miene ein Bischen von dem „koſtbaren Kraute“ mitzutheilen. Lenau Karnophiles ſang auch:

„Mein Pfeifchen traut, mir iſt dein Rauch
Voll duftender Narkoſe,
Noch lieber als der ſüße Hauch
Der aufgeblühten Roſe.“

Der Liebe des Dichters zur Tabakpfeife verdanken wir auch eine andere, nur großartigere Anſchauung, wo er den Schädel, der auf ſeiner Commode ſtand, ſeinen Camera-den nennt:

„Die Schädelpfeif' hat auch geraucht,
Als drin das Leben brannte,
Als noch der Raucher drein gehaucht,
Der große Unbekannte.
Einſt Wolken blies der alte Pan
Aus dieſen Knochenſcherben;
Nun hat er's Pfeiflein abgethan,
Die Menſchen nennen's ſterben.“

Die ſchwarzen Nomaden ſeines Vaterlandes lehren ebenfalls den Dichter auf der Puſzta:

„Wie man das Leben verraucht.“

Nachdem der Kaffee den Schriftſtellern endlich doch nicht mehr munden wollte, dachten ſie an Auswanderung und als einer der Empörer die keke Frage aufwarf: Warum man denn gerade im „ſilbernen Kaffeehauſe“ ſich verſammeln müſſe? antwortete Raimund: „Weil es dem Pegaſus ſelten ſo gut wird, wie hier, aus ſilbernen Geſchirren gefüttert zu werden, und ſelten dem Dichter, an einen Haken ſeinen Hut hängen zu können, deſſen Silberwerth

zehn Caſterhüte, geſchweige den eines armen deutſchen Poeten, überwiegt.“ Der Marqueur, der das Geſpräch mit anhörte, rettete ſeinem Herrn die Gäſte durch einen witzigen Einfall: „Meine Herren! Sie werden dieſes Kaffeehaus nicht verlaſſen, da Sie von hier aus die Ausſicht auf einen Lorbeerkranz haben.“ Gegenüber nämlich war ein Hutmachergewölbe, das einen Lorbeerkranz als Aushängeſchild führte.

Gäſte aus der Ferne vermehrten oft die in Gruppen ſich unterhaltenden Freunde und Bekannten, Anaſtaſius Grün, Alexander Graf v. Würtemberg, Michael v. Enk, Carl v. Holtei, Gottfried v Leitner, Dr. Martenſen aus Dänemark, die Dichter Böttiger und Hagberg aus Schweden — die Letzteren werden wir in Bezug auf Lenau näher kennen lernen — und viele Andere, welche dem damaligen Wiener Dichterkreiſe näher treten wollten, verſammelten ſich da zwiſchen der Eſſens- und der Theaterzeit.

Das ſilberne Kaffeehaus war der literariſche Sammelpunkt Wiens. Hier waren die kleinen und die großen Berühmtheiten der öſterreichiſchen Literatur zu finden. Hier wurde der Werth jedes Talentes beſtimmt, der Druck manchen poetiſchen Produktes vermittelt oder vereitelt. Hier prophezeite die Kritik aus ſchwarzem Kaffeeſatze den künftigen Ruhm und manche gemachte Celebrität ging wie Rauch der langen Tabakspfeifen in Luft auf. Theater- und Muſikzuſtände, die zwei Pole der Oeffentlichkeit im damaligen völlig unpolitiſchen „Capua der Geiſter“, wurden auch hier lebhaft beſprochen. Es waren aber, wenn auch ſeltener, zuweilen ganz ernſte Gedanken, die durch den Kreis

zogen, wenn auch leiser gesprochen. Der Druck, den die Censur übte, konnte nicht unberührt bleiben, die Hoffnungen auf eine andere Zeit wurden weit, weit hinausgeschoben und es herrschte oft Tage lang eine trübe, bittre Stimmung, bis sie wieder eine heitere übertönte. Es gab da des Scherzes, des Humors, der Satyre manche fröhliche Stunde, und wer die Schriftsteller Wien's in behaglicher Mittheilung, in selbstzufriedener Bequemlichkeit, die Stürmer des Musenberges in gemüthlicher Ruhe kennen lernen wollte, er mußte das silberne Kaffeehaus besuchen. Hundert characteristische Aeußerungen, interessante Züge sind, neben gewiß so vielen untergegangenen noch in meiner Erinnerung. Für einen künftigen Biographen der modernen österreichischen Poeten, selbst manches für die Literarhistorie Interessante ist das silberne Kaffeehaus eine reiche Quelle. Ich behalte mir an einem anderen, mehr Raum bietenden Orte vor, ein farbiges Bild der Personen und der Zustände, in denen sie hier lebten, zu liefern, jetzt wollte ich nur jenes erwähnen, was unumgänglich nöthig ist und in Beziehung zu Lenau steht, um seine eben so bedeutende als liebenswürdige Persönlichkeit den Nachlebenden näher zu bringen.

Lenau's Gestalt war kurz und stämmig; sein Gang fast träge, das Haupt vornunter gebeugt, als ob er auf der Erde etwas suche. Sein Haupt war edel geformt, die hohe weiße Stirne breit, von nicht zu reichem braunen Haare glatt umgeben, auf dieser konnte sich in erregtem Momente die Zornader plötzlich herabschlängeln; zumeist aber, wenn er irgend einen Gedanken von tieferer Anschauung, von intensiver

Bedeutung ſagen wollte, formte ſich zwiſchen den zuſammengezogenen Augenbrauen eine Falte, er verewigte ſie an der Stirne ſeines Mephiſtopheles:

„Betrachtet dieſe Stirnenfalte,
Da dieſe finſtre, tiefe, kalte,
Einſt kam ein Mathematikus,
Ein ſcharfer Ritter Minusplus
Und nannte dieſen Faltenſtrich
Das Minuszeichen alles Guten,
Vom Kreuze Plus das Gegentheil.
Wobei er dacht an's Chriſtenheil."

Jener Zornesader begegnen wir ebenfalls in des Dichters „Fauſt".

„Sein Blut aufkochend zu Geſichte ſteigt —
Aus ſeinen ſchwarzen Stirnenlocken droht
Die hochgeſchwellte Zornesader Tod,
Wie eine Schlange droht aus dunklem Strauch."

Und ſich ſelbſt wiederholend und zeichnend im Gedichte: „das Gewitter."

„Der Himmel donnert ſeinen Hader;
Auf ſeiner dunklen Stirne glüht
Der Blitz hervor, die „Zornesader."

Sein Auge war braun, groß, im bewegten Augenblicke voll geheimnißvoller Gluth, dann ruhte es wieder ſchwer und weich auf dem, mit dem er eben über wichtige Fragen des Lebens und der Kunſt ſprach. Der etwas breite, mehr ſinnlich als edel geformte Mund und die bräunlichen Wangen waren von Bart überſchattet, das Kinn mußte ſtets „glatt wie Sammt" ſein. Die faſt ſchroff ſich abſenkende Naſe war edel geformt, im Ganzen der magyariſche Typus zu erkennen. Die Kleidung war eine ſtets einfache und ſehr reinliche.

Lenau war es kein Bedürfniß zu reden, wie dieß bei Menſchen die Geiſt beſitzen und in irgend eine Kunſtform ihre Gedanken gießen können, oft der Fall iſt. Er war ſchweigſam; angeregt durch einen ihn tief intereſſirenden Gegenſtand ſprach er oft lang und dann mächtige Gedanken in frappanten Bildern, in origineller ſcharf zeichnender Form, langſam und klar aus. Er liebte Pauſen, wenn er Gedanken entwickelte; dann blies er Tabakwolken von den Lippen, ehevor er wieder begann und begleitete ſeine Worte mit abſonderlichem Auf- und Zuſammenziehen der Brauen, mit rollenden Augen, als wollte er die Wichtigkeit deſſen, was er ſagte mimiſch anſchaulich machen. Man nennt im gewöhnlichen Leben dieſe Weiſe „Geſichter ſchneiden.“ Er verſtand dieſes vortrefflich; doch reizte es bei ihm nie zum Lachen, ſeine Gedanken fielen dabei oft hart wie Schollen auf einen Sarg, oder tönten wie Orakelſprüche, oder leuchteten als logiſche Blitze. Er ſprach — hier muß ich den intereſſanten Mittheilungen Auerbach's im „deutſchen Muſeum“ widerſprechen und die Wiener Freunde werden es beſtätigen — rein deutſch, weder ſchlug der ungariſche Accent, noch der öſterreichiſche Dialect vor.

Lenau gewann ſich bald durch ſein einfaches würdiges Benehmen, dem ein ethiſches Selbſtbewußtſein, eine Jedem gleich fühlbare Achtung vor ſich ſelbſt nur einen erhöhten Reiz gab, alle Peripatetiker des ſilbernen Kaffeehauſes zu Freunden; ſie gruppirten ſich, wenn er nicht Billard ſpielte, um ihn und erzählten ihm meiſt heitere oder luſtige Geſchichten, die er mit beſonderem Behagen hörte; er lachte, je toller ſie waren, aus vollem Herzen und fühlte

ſich zuweilen angeregt uns dergleichen ſelbſt mitzutheilen. Selten ſprach er über ſein Jugendleben; es ſchien, als ob es trübe Erinnerungen wären, die er nicht gerne heraufbeſchwor. Nur einmal, als ich zufällig über Krankheiten ſprach, deren Bild er ſich aus ſeiner Studienzeit gerne feſthielt, erzählte er, wie er bei ſeiner Jahre lang ſterbenden Mutter als trauriger Krankenwärter ausgehalten habe, bei jener Mutter, vor deren offen gelaſſenem Schranke nach ihrem Sterben der Sohn ſteht, in welchem ihr Gebetbuch noch aufgeſchlagen liegt, und das Gebet zeigt:

„Wie eine Mutter um Segen
Für ihre Kinder zum Himmel fleht."

Da weinte er und

„zerriß
Die Freudenrechnung in ſeinem Herzen."

Vor der Meerfahrt nimmt Fauſt-Lenau vom mondbeſchienenen Grabe dieſer Mutter tief rührenden Abſchied; der Dichter ſtaunt da, wie groß die Macht des Todes ſei:

„Daß er die Mutter kann
Von ihrem Kinde reißen."

Ein tiefer empfundenes Lied hat aber kein deutſcher Dichter geſungen, als jenes, das ſo endet:

„Menſch, du ſich mit deinem Schmerz
An die heimatlichſte Stelle,
An des Troſtes reinſte Quelle,
Flüchte an das Mutterherz;
Doch die Mutter ſterben bald
Hat man ihr begraben deine,
Flüchte in den tiefſten Wald
Mit dem wunden Reh — und weine!"

Thereſia Maigraber, die Mutter Lenau's war die Tochter einer angeſehenen Bürgerin in Ofen, in deſſen Nähe ſie

Weinberge beſaß. Als des fünfjährigen Lenau Vater Franz, jung ſtarb, verehelichte ſich ſeine Mutter bald wieder mit einem Arzte und überſiedelte nach Tokaj. Lenau lebte hier zwei Jahre, die heiterſten ſeines Lebens, hier, mit der feurigen Rebe des Berges Mézes-Mole Honigſeim reifte und gedieh auch der Genius in ihm.

Damals, bei der Erzählung der Leiden ſeiner Mutter, äußerte Lenau, wie er glaube, vorzüglich ihr die Phantaſie und das leicht erregbare Gefühl verdanken zu müſſen; wie auch Goethe: „Die Kunſt zu fabuliren," von ſeiner Mutter hatte. Es iſt das eine noch nicht genug phyſiologiſch gewürdigte Erſcheinung, daß künſtleriſch begabte Naturen in wunderbarem Antagonismus meiſt das ſchöpferiſche Vermögen dem empfangenden Theile der Eltern danken. Faſt immer iſt es die Mutter, deren ſich poetiſch begabte Söhne mit beſonderer Liebe erinnern, denen dieſe ihren Phantaſieantheil, die edlere, höhere Richtung zuzuſchreiben pflegen.

„Das ewig Weibliche
Zieht uns hinan."

Die Biographien der Künſtler beſtätigen dieſe Beobachtung.

Goethe's „Fauſt" ſagt:

„Die Mutter! Mutter! — es klingt ſo wunderlich —

II.

Der Student — J. G. Seidl — Der Klingenfechter — Studienweise und Wechsel — K. A. Schurz — Zu Tornbach — Ein Jugendgedicht Lenau's — Emilie's Vermählung — Romanzen aus Tirol — Ein Brief Lenau's — Ludwig Mayer. — Letzte Begegnung — Blick in den Strom — Brief von Schurz —

Aus seinem Studienleben in Wien erzählte Lenau einmal, wie er besonders fleißig und aufmerksam die Vorlesungen über Physiologie besucht habe. Der damalige Professor Dr. Czermak, der in seinem Fache sehr thätig war, ohne aber eigene belebende Gedanken zu besitzen, trug oft die interessantesten Hypothesen vor, wie er sie eben in einem Buche oder Journale kurz vorher gelesen hatte. Zuweilen wurde ein Schüler aufgerufen und examinirt, so auch einmal der Herr v. Niembsch. Dieser entwickelte eine originelle Ansicht über das Blutleben mit großer Bestimmtheit und Klarheit. Der Professor horchte auf und seine lächelnde Aufmerksamkeit wurde immer gespannter, bis er endlich die Frage stellte: „Woher haben Sie diese Theorie, Herr v. Niembsch?" Zu sehr unhöflichem, aber natürlichem Lachen des ganzen Collegiums antwortete Niembsch: „Sie haben uns ja die Sache selbst vorgetragen."

Ueber Lenau's Studentenjahre hat der Erzähler der poesievollen Geschichten: „Aus dem Ghetto", Leop. Kompert, und der gemüthvolle J. G. Seidl in meinen „Sonntagsblättern" sehr charakteristische Züge mitgetheilt; mögen die-

jenigen, die ſich auf die wenig bekannte Studentenzeit Lenau's beziehen, hier ihre Stelle finden. Dr. Seidl erzählt:

„Es war im Spätherbſte des Jahres 1819, als der 17jährige Niembſch im erſten philoſophiſchen Jahrgange auf der erſten Bankreihe nächſt der Thüre des unfreundlichen, ſeine frühere Widmung zu Epona's Dienſte nur allzudeutlich verrathenden Hörſaales, mir querüber ſaß. Als ein ſchüchternes Brandfüchslein aus dem Mikrokosmus des Gymnaſiums plötzlich hinausgeſchleudert auf die manchmal ziemlich tumultuariſche Arena der Hochſchule, ſah ich Anfangs den Wald vor lauter Bäumen nicht. Ein enger Kreis von vier wahrhaften Jugendfreunden, die mit vieler Empfänglichkeit für Poeſie ausgeſtattet und ſich mitunter ſelbſt darin verſuchend, meinen voreiligen Drang nach Veröffentlichung meiner unreifen Erſtlinge wacker bekämpften, ohne mich jedoch zurückhalten zu können, ſchon damals in Th. Hell's „Abendzeitung" einige Verſe drucken zu laſſen, — hielt mich mit den Banden brüderlicher Innigkeit ſo feſt und ausſchließend an ſich gekettet, daß ich meine übrigen Collegen nur wenig beachtete, und unſeren fünfblätterigen Klee für die einzige Repräſentation der Aeſthetik im ganzen Kollegium haltend, gar nicht ahnte, daß im Freiherrn Elyzius v. Münch-Bellinghauſen ein künftiger Fr. Halm neben mir, und in Niembſch v. Strehlenau ein werdender Nikolaus Lenau mir gegenüber ſäße. Erſt ein Zufall machte mich auf Letzteren aufmerkſam. Seine nächſten Bankgenoſſen waren ein Baron H., jetzt ein Prieſter höhern Ranges in einer Nachbarprovinz, und ein gewiſſer L. v. E., beide, wenn ich nicht irre, Ungarn, wie Niembſch. So ſehr nun auch der

männlich feſte Rembold, der lebhafte, mächtig wirkende Weintridt, der biedere, eifrige Jenke, der gelehrte, greiſe Wikeſch und der feurige, originelle Stein die faſt überſchwängliche Anzahl von Zuhörern zu beſchäftigen und in Athem zu erhalten wußten, ſo fehlte es doch nicht an kleinen Zwiſchenpauſen, wo der jugendliche Ungeſtüm ſeinem gährenden Triebe nach Kraftäußerung auf tolle, mitunter wirklich unbeſonnene Weiſe Luft zu machen Zeit fand.

Bei einem ſolchen Verſuche überraſchten meine Blicke eines Nachmittags den blaſſen, dunkelhaarigen, ſchon damals düſter ſchauenden Niembſch. Sein Federmeſſer mit halb offener Klinge in drohend erhobener Hand faß er da, — ſeine beiden Nachbarn gleichgewaffnet und gleichgerüſtet, etwa anderthalb Schuh weit von ihm weg, und gegen ihn Fronte machend. Es galt — ſo viel ich gar bald zu meinem nicht geringen Entſetzen wahrnahm, ein Turnier im Kleinen, das übrigens, ſo beſchränkt der Raum und ſo kleinlich die Waffen waren, im ſchlimmen Falle doch bedenklich enden konnte. Ganz bedrohlich zuckten die blanken Klingen hin und wider, mancher Hieb flog rechts und links; die Umſitzenden bedachten in ihrer neugierigen Aufgeregtheit nicht, welch' Unheil ein unglücklicher Aderſchlag herbeiführen könnte, und begten daher an, ſtatt abzuwehren; Niembſch aber ſaß ruhig mit unheimlich rollenden Augen, bald geſchickt ausbeugend, bald raſch ausfallend, und ließ, obwohl bereits warmes Blut ihm aus dem Aermel rieſelte, nicht eher ab, als bis ſeine ebenfalls blutenden Gegner freiwillig die Waffen ſtreckten. Mir wollte dies Bild lange nicht aus dem Sinne, und mit einer gewiſſen Scheu betrachtete

ich von diesem Augenblicke an den ernsten, wortkargen Klingenfechter, dem ich, obwohl ich seinen zwecklosen Muthwillen mißbilligte, dennoch Energie und Unerschrockenheit zugestehen mußte. In nähere Berührung kam ich mit ihm damals nur wenig, da ich meinem Kreise anhing, wie er dem seinigen, der, so viel ich mich erinnere, aus den älteren, stämmigeren, schon durch Bart und Tabakspfeife sich bemerkbar machenden Studenten, mitunter recht burschenartigen Gestalten bestand, deren Mittelpunkt ein hoher, auf uns Jüngere, wie eine bemooste Fichte auf das grüne Unterholz herabblickender Ausländer mit schwarzem Sammtkäppchen und grünem Flausrocke bildete, in dessen Knopfloche das eiserne Kreuz hing.

In den beiden nächsten Jahrgängen des philosophischen Studiums, welches damals noch ein Triennium ausfüllte, kam Niembsch mir immer mehr aus den Augen. Ich glaube aus jener Zeit nur so viel von ihm zu wissen, daß er nicht Student war, wie wir Uebrigen, die wir einen praktischen Lebenszweck vor Augen hatten, und daher mit gewissenhafter Aengstlichkeit innerhalb der ausgesteckten Gränzen uns bewegten, sondern mehr als Liebhaber oder als Gast, der nur das, was ihm eben mundet, mit vollen Zügen schlürft, und Alles, was ihn anekelt, mit unverhohlenem Mißbehagen bei Seite schiebt. Daher kam es auch, daß er in die vorgeschriebenen Formen die seinem unruhigen Geiste eine beengende Fessel waren, sich nicht zu fügen wußte, und bald da, bald dort anstieß. Im Verlaufe dieser zwei Jahre mag es auch wohl geschehen sein, daß Niembsch, der leidenschaftliche Rauchfreund, dem sein dampfender Türkenkopf vielleicht

ſchon damals ein Zauberkelch war, aus deſſen kräuſelnden Wölkchen die wunderbarſten Ideen ihm entgegenwirbelten, mit dem grimmigſten aller Rauchfeinde, dem liebenswürdigen Sonderlinge, Profeſſor Anton Stein, in vorübergehende Colliſionen gerieth, der nach mehr als zwanzig Jahren noch ſich nicht enthalten konnte, die Strophe aus dem Rauchlied eines „unſerer neuern Poeten" ironiſch zu commentiren, ſo wenig er auch deren unmittelbare Beziehung auf ſeinen berühmten Schüler Lenau eingeſtehen mochte.

Noch ferner trat mir Niembſch während meiner juridiſchen Studien, aus welcher Zeit ich ſeiner Genoſſenſchaft und ſeines Umganges mich kaum erinnern kann. Nach dem dritten Jahre des Jus vertauſchte er die Wage der Themis mit dem Schlangenſtabe des Aeskulap, während ich jener, mir nicht ſehr ſympathiſchen Göttin nur aus dem Grundſatze: Nichts Begonnenes unvollendet zu laſſen, treu blieb, im Geiſt und in der Wahrheit aber mit aller Kraft der Seele und unter den drückendſten Lebensverhältniſſen den Muſen huldigte, die mir damals mehr verſprachen, als ſie vielleicht mir gehalten haben. Mit herzlicher Innigkeit an Alle mich anſchließend, die das gleiche Streben beſeelte, widmete ich die wenigen Stunden, die mein mühſamer Frohndienſt um den kärglichſten Erwerb mir freiließ, dem Umgange mit den damaligen älteren und jüngeren Literaten Wiens. Das humoriſtiſche Treiben in der ſogenannten Ludlamshöhle, die Sonntagsmorgen bei J. F. Caſtelli, die heiteren Konverſationen in einem Privatgarten, wo Franz Freiherr von Schlechta mit ſeiner liebenswürdigen Familie den Wirth machte, und vor Allem die lebhaften, aus den

bunteſten Elementen zuſammengeſetzten Abendkränzchen im ſogenannten „ſilbernen Kaffeehauſe“ Neuner's in der Plankengaſſe, werden mir immerdar unvergeßliche Lichtpunkte in meinem Leben bleiben. Beſonders knüpfen an das Letztere ſich mir unzählige freudige und wehmüthige Erinnerungen. Es iſt unglaublich, was die Gewohnheit macht, aber ich hätte damals, wie Titus in weit ernſterem Sinne, ausgerufen: „amici, diem perdidi“ wenn ich nicht bei „Neuner“ gefrühſtückt, und nicht bei „Neuner“ ein Nachmittagsſtündchen zugebracht hätte. Dort war es auch, wo ich mit Niembſch wieder zuſammentraf, und ihm näher rückte, als ich jemals mir es möglich dachte. Dort war es, wo ich mit Ludwig Halirſch, meinem täglichen, faſt unzertrennlichen Begleiter, im Kreiſe von jungen, ſtrebſamen Talenten, wie Ant. Alex. Graf v. Auersperg, Baron Schlechta, Träxler-Monfred, Eduard Freiherrn von Badenfeld, (Eduard Sileſius), Fr. von Hermannsthal, C. Braun von Braunthal, Fr. Fitzinger, und ſpäterhin Ed. v. Bauernfeld, Fr. Witthauer u. a. m., um welche ſich eine faſt gleich große Anzahl geiſtreicher Kunſtkenner und Kunſtliebhaber voll Theilnahme und Herzlichkeit ſammelte, die genußreichſten Abende verlebte.

Dort war es, wo ich oft in den Morgenſtunden oder zur Mittagszeit, wenn ich durch die Zeit gedrängt meinen Imbiß mir auf ein Glas Milchkaffee beſchränkte, mit einer dampfenden Pfeife das köſtliche Frühſtück oder das karge Mahl mir würzend, an Meiſter Niklas Seite, das ſchmale, vom rothausgeſchlagenen Damenkabinete durch eine Wand von Spiegelglas getrennte Zimmer auf- und niederſchritt,

und seinem forschenden, sinnigen Auge mein ganzes Innere offen darlegte, und manchen Blick in das melancholische Halbdunkel seiner Seele that, und über Poesie schwärmte, und über das Leben klagte, und ihm den Namen „Therese“ verrieth. Dort war es, wo mich die dunkle Ahnung überkam, daß der seltsame Mann, dessen tiefpoetische Persönlichkeit mich so mächtig anzog, ungeachtet seine düstere Verschlossenheit gegen meine heitere Offenheit grell abstach, am Ende auch ein Poet sei, aber ein heimlicher, einer von jenen der Oeffentlichkeit Abholden, die wir übrigen auf den Wellen der Journalistik mit vollen Segeln Herumtreibenden nicht ohne leisen Anflug von Bitterkeit, „Kryptopoden“, Fußverstecker, verborgene Genies zu schelten pflegten. Mein Wunsch einem Talente auf die Spur zu kommen, das wenn es in diesem Individuum wurzelte, nur edle Früchte tragen konnte, und dadurch zugleich eine Eigenheit zu beseitigen, die allein noch meinem vollen Vertrauen zu ihm Eintrag that, drang ich bei günstiger Stimmung ungestümer in ihn, bis ich's heraus hatte, was ich wissen wollte: Meister Niklas dichtet auch! Worin aber bestanden seine Dichtungen? Wie er sagte: „in Reflexionen, Lebensansichten, Betrachtungen über die wichtigsten Fragen der Menschheit, Fragmenten, Rhapsodien, Aphorismen, närrischem Zeug!“ — „O ich wollt' euch schon auch einen Faust schreiben!“ rief er einmal aus, in seine Pfeife blasend, als ob er ihr Posaunentöne entlocken wollte, — „aber nur für mich; für den Druck geht das nicht! Verstanden?“ Seither dacht' ich ihn mir gar oft in solche Faustgedanken versunken, wenn er in der Ecke des Billardzimmers saß, das Kinn

tief in die Bruſt gebohrt, mit den Augen in die Glut ſeines Pfeifenkopfes ſtierend, die Beine lang hingeſtreckt über einen zweiten Stuhl, mit der Rechten bald ſein ſchwarzes Haar durchfingernd, bald im Genick und hinter den Ohren ſich krauend, bald die Stirne runzelnd, bald die Mundwinkel zu einem ironiſchen Lächeln verziehend, einſam unter plaudernden Tiſchgenoſſen, abweſend für Alles, was um ihn her vorging, bis er plötzlich wie aus einem Traum erwachend, ſich ſchüttelte, mit faſt wilder Luſtigkeit Einem oder dem Andern zurief: „Allons, Freund! Eine Partie!“ und nun den Queue, den er meiſterlich zu handhaben wußte, wie einen Zauberſtab ergriff, um alle böſen Geiſter, die auf ihn einſtürmten, zu bannen.

Seit das Geſtändniß, daß er ebenfalls dichte, über ſeine Lippen gekommen war, gab er ſich mir um Vieles offener, als früher; allein umſonſt wartete ich auf die Mittheilung irgend einer ſeiner Arbeiten. Freiwillig las er mir nichts vor, und ihn dazu nöthigen wollte ich nicht, weil ich fürchtete, ſeine empfindliche Seele, die ein flüchtiger Druck geöffnet hatte, könnte bei einem abſichtlich fortgeſetzten ſchneller und für immer wieder ſich zuſammenfalten. Nicht glücklicher war Halirſch.

Um dieſe Zeit, ungefähr um das Jahr 1826, wo wir thatſächlich beide ſchon kraft ſelbſtſtändiger Druckwerke ins löbliche Poetengremium unſeres Vaterlandes uns eingekauft hatten, lud uns eines Tages Riembſch, der muthmaßliche Poet, ein, ihm in die Wohnung eines ſeiner Verwandten zu folgen, der einem Kränzchen freundlicher Dichter einige ſeiner poetiſchen Studien vorzuleſen beabſichtige. Ein neuer

uns gänzlich unbekannter Poet, und dazu die nicht unwahrscheinliche Hoffnung, vielleicht unsern Meister Niklas selbst zu einer Enthüllung seines poetischen Insichlebens angeregt zu finden, — was konnte wohl lockender für uns sein? Mit Freuden nahmen wir daher die Einladung an. Niembsch führte uns auf die sogenannte alte Wieden, dem Theater beiläufig gegenüber, in ein Haus, das ich jetzt nach so vielen Jahren nicht mehr erkennen würde. Ein trauliches Stübchen empfing uns, und in diesem ein freundlicher Hauswirth, wenig älter, wie es schien als Niembsch, von stattlicher Figur, wiewohl etwas vorgebeugter Haltung, mit blondem Haar, blatternarbigem, blassem Antlitz, sinnigen blauen Augen und sanftem wohltönenden Organ. Ohne alle Förmlichkeiten setzte man sich um den Tisch; wie viel unser waren weiß ich nicht mehr genau. Mit sichtbarer Befangenheit entfaltete der Wirth sein Manuskript, und las zuerst einige lyrische Gedichte, minder ausgezeichnet durch Originalität der Gedanken als durch Art der Gesinnung und durch eine ganz eigenthümliche, mitunter fast launenhafte Formgebung. Besonders überraschend für uns war die Vortragsweise des Verfassers. Wie in Schubert's Liedern der erste Klang des Vorspieles den Charakter der ganzen Tondichtung spiegelt, so wußte auch hier der Vorleser durch das erste Wort das über seine Lippen kam, ja fast durch Blick und Miene schon, auf die Idee seiner Dichtung vorzubereiten. Aufgemuntert durch unsere Theilnahme machte er zum Schlusse sich an ein größeres Gedicht, eine Art von Idyll in antikem Versmaße, das poetische Stillleben eines jener Köhler schildernd, wie sie in der romantischen Wald-

einſamkeit am Fuße des Schneeberg's im ſteten Verkehr mit der lachenden, wie mit der zürnenden Natur, ihre eigenen Anſchauungen, ihren eigenen Glauben, ihre eigenen Freuden und Leiden hegen. Als ich in neuerer Zeit Stifter's Studien las, fühlte ich unwillkührlich an jenes Idyll mich erinnert, welches trotz manches Sonderbaren und Verwaſchenen, doch ein bedeutendes Talent für Naturmalerei und Charakteriſtik verrieth. Es machte auf uns Alle einen tiefen Eindruck. Unvergeßlich aber wird mir die Begeiſterung und aus dem tiefſten Innern kommende Ergriffenheit bleiben, womit der Dichter ſeine Schöpfung rezitirte. In der Regel ſind Poeten die ſchlechteſten Vorleſer ihrer eigenen Produkte; hier war das nicht der Fall; im Gegentheile überwog das geſprochene Wort mitunter das geſchriebene. Manches ſchien improviſirt, ſo unmittelbar trat es aus dem Herzen auf die Lippe. Ich beneidete den Mann um ſeine Gabe, ſich ſelbſt zu dollmetſchen, und mit ungeſchwächter Aufmerkſamkeit hörten wir das umfangreiche Gedicht bis zu Ende. Daß Niembſch aber unſere Erwartung, auch er würde uns etwas leſen, nicht erfüllte, dünkt mich um ſo gewiſſer, als ich eines Momentes, dem ich mit wahrer Sehnſucht entgegenſah, wann dieſe befriedigt worden wäre, wohl nicht vergeſſen hätte. Der Vorleſer an jenem Abende war Ant. Xav. Schurz, unſeres armen Niembſch Schweſtermann und treuer Pfleger im Unglücke.

Seit jenem Abende war ich gewiſſermaßen aufgenommen in die Zahl der Wenigen, welchen Niembſch zutraulicher ſich anſchloß. Stundenlang tauſchten wir Anſichten und Empfindungen mit einander aus, bald als ſchmauchende

Peripatetiker im ſilbernen Kaffeehauſe, zur Zeit wenn die übrigen Gäſte noch fern waren, theils ſelbander luſtwandelnd im Freien. Merkwürdig, weil vielleicht entſcheidend für Niembſch ſelbſt, bleibt mir ein Ausflug nach Dornbach im Jahre 1827. Heiter und wohlgemuth pilgerten wir nämlich eines Nachmittags den anmuthigen Waldhöhen zu, deren friſches Arom der Wiener mit ſo vielem Staub erkaufen muß. Saftig grün winkten uns die Hügel entgegen, welche, dem Gallizin-Berge ſchräg über, bis zur ſogenannten Schottenwieſe ſanft emporſteigen. Blütenſchneeig ſchimmerten die Obſtbäume aus den Weingärten hervor, der Lenz hatte ſeiner Mutter Erde den duftigſten Strauß an die Bruſt geſteckt, und ſchleuderte frohlockend ſeine „Singraketen, die Lerchen, in die Luft.“ Vielleicht rief eben ſolch eine aufſchießende Sängerin dieſen Vergleich in des ſchweigſam mir zur Seite wandelnden Sängers Seele wach, während ich mit Claudius andrief:

„Heute will ich fröhlich, fröhlich ſein,
Keine Weiſ' und keine Sitte hören;
Will mich wälzen und vor Freude ſchrein
Und der König ſoll mir das nicht wehren!“

Und wir waren fröhlich, beide fröhlich, der düſtere Niembſch ſo fröhlich, wie ihn nicht oft wer geſehen haben mag, und als wir auf einer Bergwieſe angekommen waren wo weithin die Ausſicht über Wien's Häuſermeer hinweg bis an den blauen Saum der Karpathen hinausläuft, da wälzten wir uns im fetten Graſe, nach des gemüthlichen Wandsbeker's Rezept, und ſchrieen vor Freude, und forderten umſonſt einen König heraus, um ihm trotzen zu können, denn um uns war es ſo ruhig, ſo lauſchig, ſo feierlich einſam,

nur die Bäume säuselten Blüten flockend, nur die Lerchen wirbelten. Dann aber saßen wir wieder still und schweigsam in jener süßen, beschaulichen Versunkenheit,

„Wo der Dichter um zu dichten,
Eben zu viel Dichter ist!"

Schon sank die Sonne hinter unseren Rücken zwischen den Wipfeln hinab, als wir uns erhoben, uns stumm die Hände schüttelten, und voll des innigsten Verständnisses ins Dorf herunterstiegen, um bei einem ländlichen Vesperbrode die Eindrücke auszutauschen, die wir im Freien gesammelt hatten. In solcher Stimmung gibt es für Gleichstrebende kein Geheimniß. Das Wort, worauf ich so lange gewartet, das ich so oft von der Lippe meines Freundes zu haschen versucht hatte, — nun blies er es schüchtern, halbvernehmlich in einer Rauchwolke vor sich hin, das Wort: „Freund, ich les' Euch etwas!" — Meine Freude zurückhaltend, erwiderte ich ein kaltes: „Schön!" um ihn nicht durch den Gedanken, daß er mir eine langgespannte Erwartung zu befriedigen habe, wieder abzuschrecken. Er las:

„Der Jüngling weilt in einem Blütengarten,
Und schaut mit Lust des Lebens Morgenroth.
Auf seinem Antlitz ruht ein schön' Erwarten.
Die Welt ist Himmel ihm, der Mensch ein Gott.

Ein Morgenlüftchen streut ihm duftge Rosen
Mit leisem Finger in das Lockenhaar;
Sein Haupt umflattern mit vertrautem Kosen
Viel bunte Vögel singend wunderbar.

Seid stille stille, daß die flücht'gen Gäste
Ihr nicht dem Jünglinge verscheucht; denn wißt,
Es sind der Jugend Träume wohl das Beste,
Was ihm für diese Welt beschieden ist.

Doch weh! jetzt naht mit eisern schwerem Gange,
Die Wirklichkeit, und fort auf ewig fliehn
Die Vögel, — und dem Jünglinz wird so bange,
Da er sie weiter sieht und weiter ziehn."

Ich hatte eben damals von Fr. Gräffer das Taschenbüchlein: „Aurora" übernommen. Meine Absicht war, es zu einer Pflanzschule für junge vaterländische Talente zu machen, wodurch ich, bei den geringen Mitteln, die mir zu Gebote standen, ihm allein einen charakteristischen Zug verleihen und wohl gar ein kleines Verdienst mir erwerben zu können hoffte. Wie willkommen mußte mir die Gelegenheit sein, an meinem Freunde Niembsch einen neuen vielversprechenden Mitarbeiter zu gewinnen. Ich bat ihn um einen Beitrag, wenn um keinen andern, um das Gedicht, das er in Dornbach mir vorgelesen hatte; er gab es mir nicht ohne Bedenken, — aber er gab es, begleitet von einem Gedichte seines Schwagers A. X. Schurz. Beide stehen abgedruckt im fünften Jahrgange des Taschenbuches „Aurora" (Wien, bei H. Buchholz, 1828. S. 128 und 141); das erstere „Jugendträume" betitelt, unterzeichnet mit N. Niembsch; — es war sein erstes Auftreten, — meines Wissens das einzige unter seinem wahren Namen.

Im Jahre 1829, wo mein Schicksal mich in die herrliche Steiermark rief, nach dem lieblichen Cilli, damals, wie ich wähnte mein Exil, dereinst vielleicht noch mein Asyl, war es Niembsch, in dessen Busen ich vor einem der wichtigsten Schritte meines Lebens mein tiefbewegtes Herz ausschüttete. Der 23. des Ostermonats, bestimmt zum Abschiede von meiner lieben Vaterstadt, vielleicht auf Nimmerwiedersehen, sollte früher noch eine Fessel um meine Hand schlin-

gen, für die den Dichter Mancher viel zu ungefügig glaubt. Kurz vor Mittag ſollte ich nämlich zum Altar treten, um mit einem lieben, braven Bürgermädchen, dem „Reschen," dem ich nebſt hundert andern Liedern, auch meine erſten „Flinſerln" verdankte, den verhängnißvollen Ring zu wechſeln. Das Prognoſtikon, das von den Meiſten mir geſtellt wurde, war kein ermuthigendes; mein Schritt, unter meinen Verhältniſſen, jedenfalls ein gewagter, und die einzige Antwort, die ich meinen eigenen Bedenken entgegenzuſetzen hatte, Salis' Spruch:

„Heget nur männliches, hohes Vertrauen:
Guten ergeht es am Ende doch gut!"

Daß mir übrigens eine Stunde vor der Trauung das Herz ungeſtümer pochte, daß ſich ein Kampf von widerſprechenden Empfindungen auf meiner Stirne ſpiegelte, als ich nach 10 Uhr noch einmal das wohlbekannte Zimmer im „ſilbernen" Kaffeehauſe betrat, wohin ich meinem Meiſter Riklas zu kommen verſprochen hatte, um Abſchied von ihm zu nehmen, wird Niemand mir verargen. Mit überſtrömender Herzlichkeit trat er mir entgegen, und durchmaß mit mir, wie oft, in haſtigen Schritten die Stube, mit ſeinen dunklen, ſprechenden, in Momenten des Gefühles faſt ſchwimmenden Augen mir in die verborgenſten Falten meiner Seele ſchauend. Streng wie ein Gewiſſensrath, forſchte er mich aus, als wäre es ihm darum zu thun geweſen, mich auf einer Selbſttäuſchung zu ertappen; er machte mir tauſend Vor- und Einwürfe, er zeichnete mir den Winkel wo im ſchlimmen Falle, mein[illegible]ahnen als Menſch und Poet ſich kreuzen könnten, mit ſcharfen Linien auf den dunklen Hin-

tergrund der Zukunft, er ſteigerte Blick und Stimme faſt bis zum Strafenden, Vernichtenden, — bis er überzeugt von dem Ernſte meiner Geſinnung, von der Klarheit meines Bewußtſeins, von der richtigen und beſonnenen Erkenntniß meiner Lage, milder, eingänglicher, wärmer wurde, und zuletzt meine Hand ergreifend und ſie feſt ſchüttelnd, ausrief: „Habt Recht, Freund! Ihr könnt, Ihr müßt glücklich werden, — Ihr, — für unſereins wäre das nichts! Gott ſei mit Euch, denkt in der Ferne manchmal an Meiſter Niklas!“ — Das waren ſeine letzten Worte. Als ich nach der Trauung, die ich, um neugierige Gaffer fern zu halten, in der Hauskapelle des ſogenannten Churgebäudes bei St. Stefan vollziehen ließ, mein verweintes Reschen am Arme, die Treppe hinabſtieg, ſtreifte mich aus einem Winkel hervor der vielſagende Blick meines treuherzigen Meiſters Niklas, der nebſt mehreren theilnehmenden Freunden, trotz meiner Weigerung ſich eingefunden und, von mir unbemerkt, der Ceremonie beigewohnt hatte.

In Cilli's ländlicher Abgeſchiedenheit, in deſſen ſtille Bucht der Wellenſchlag der Literatur ſpät und ſpärlich drang, hörte ich von Niembſch nur wenig. Anfänglich kamen mir von ihm bisweilen durch Auersperg und andere Freunde herzliche Grüße. Nach und nach blieben auch dieſe aus. Ein Jahr und wieder eines ſchwand, und ich wußte nicht, was aus Niembſch geworden ſein mochte. Abgeſchnitten von allem Verkehre mit dem Auslande, den Entwicklungsgang der neueren Poeſie nur in einigen Wiener Tagesblättern und in den Journalen der Nachbar-Provinzen verfolgend, wußte ich nichts von dem Geheimniſſe, worin mehrere mei-

ner Mitbrüder in Apollo damals ſich zu hüllen für gut fanden. Der Zufall führte mir im Jahre 1834 die Nr. 18. des illyriſchen Blattes (vom 3. Mai), einer Beilage zur Laibacher Zeitung, in die Hände, worin ein Gedicht, „Lenz“ über- und „N. Lenau“ unterſchrieben, ſeiner Originalität und ſeiner frappanten Schlußpointe wegen, mir auffiel. Der Dichter war mir unbekannt, ich rieth auf einen Pſeudonymen, wendete und drehte den Namen nach allen Seiten, aber umſonſt. Erſt Auersperg, in welchem ich auch kurze Zeit vorher den Anaſtaſius Grün noch kaum ahnte, entdeckte mir zu meiner freudigen Ueberraſchung, daß dieſe „N. Lenau“ niemand Anderer ſei, als unſer Meiſter Niklas der, ſeither, jenſeits des Oceans unter den Katadupen des Niagara ſein deutſches Vaterland lieben gelernt, und durch eine Sammlung echter Gedichte ſeinen Ruf begründet habe. Von nun an folgte ich ſeinem Fluge mit inniger Theilnahme, ohne jedoch Anlaß zu finden, ihn an ſeinen alten Freund, den Pathen ſeines erſten Liedes zu erinnern. Im Winter des Jahres 1838, faſt eben in dem Augenblicke, welcher mich, in Folge eines unglücklichen Falles, den ich that, für ſechs lange Wochen an mein Schmerzenslager feſſelte, erhielt ich von dem Leipziger Buchhändler G. Wigand die Aufforderung, für ſein Prachtwerk: „Das maleriſche und romantiſche Deutſchland“ die Section: „Tirol und Steiermark“ zu übernehmen, mit dem Bemerken: daß Nikolaus Lenau einen Cyklus Romanzen zu Tirol liefern werde. — Auf meine zuſagende Antwort erwiderte mir Wigand (unterm 10. April 1838): „Mit Herrn Niembſch von Strehlenau habe ich über den zu gebenden Romanzencyklus für Tirol in

Stuttgart, wo ich ihn traf, gesprochen und er war es besonders, der mich auf Sie, als den Kundigsten für die fragliche Abtheilung unseres Werkes, aufmerksam machte. Sie wollen ihm demnach nach Wien, wo er jetzt lebt, schreiben und sich über das zu Gebende besprechen." — Mit welcher innigen Freude machte ich mich daran, dem alten Freunde, den ich eben vor 10 Jahren in die Oeffentlichkeit einzuführen so glücklich war, nun als fertigen Poeten wieder herzlich die Hand zu bieten, und ihn zur Theilnahme an einem Werke aufzufordern, worin ich mein ganzes Innere abspiegeln zu können hoffte. Mein Brief mochte in Wien ihn verfehlt haben; die Antwort blieb lange aus. Erst im Juli kam mir ein Brief von Ludwig Mayer in Stuttgart, dem Bruder des trefflichen Lyrikers Carl Mayer, einem wackeren Landschafter, welcher vom Buchhändler G. Wigand beauftragt, 60 Ansichten aus Tirol und Steiermark für den Stahlstich zu zeichnen, vor seiner Abreise nach Innsbruck, sich über das Nähere mit mir in's Einvernehmen setzen wollte, und sich auf Niembsch berief, um nicht als ein ganz Unbekannter vor mir zu erscheinen. Ein Briefchen des Letzteren lag als Einschluß bei, ein Briefchen, so innig, so seelenvoll, daß ich nicht umhin kann, es mitzutheilen:

„Lieber Freund!

Meister Niklas, wie Sie mich einst gerne nannten, hat nicht vergessen, weder die Dornbacher Wiese, noch den „Neuner", wo er mit Ihnen vor so viel Jahren so vergnügt zusammen war. Der Donnerlärm des Niagara konnte mir die trauten, alten Klänge nicht verschlingen; im Gegentheile

war gerade dort mein Herz feinhörender als jemals, und manches liebe Wort meiner Vergangenheit ward mir nach langer Zeit erſt dort wieder vernehmbar, ſo daß es meinem Herzen erging, wie jenen Halbtauben, die in einer klappernden Mühle oder einem raſſelnden Wagen die leiſeſte Rede hören, während ſie nichts davon vernehmen, wenn ſonſt Alles ſtill iſt. Ich habe Ihrer oft gedacht, und möchte wohl wieder einmal mit Ihnen ſein, bevor der eine oder der andere von uns fort muß. Sie haben in Ihrem Briefe, deſſen ſpäte Beantwortung ich mir zu verzeihen bitte, mich aufgefordert, Ihnen meine Tirolerromanzen behufs einer Inſertion in Ihren Proſatext zu überſenden. Leider habe ich bis jetzt eine einzige Romanze gemacht, und die iſt ſo ausgefallen, daß Sie dieſelbe Ihrer Proſa nicht würden einreihen können. Sollte mir noch etwas Unverfängliches gelingen, ſo werde ich mit dem größten Vergnügen Ihrer freundlichen Einladung damit Folge leiſten. Ueberbringer dieſes Schreibens, Herr Mayer, iſt ein tüchtiger Künſtler und ſehr achtenswerther Mann; zwei Eigenſchaften, die Ihnen nur genannt zu werden brauchen, um den Mann ohne alles weitere Gerede Ihrer wohlwollenden Theilnahme zu empfehlen. Sie haben Recht, mein theurer Jugendfreund, daß unſere Lebenswege und ſomit auch unſere Anſichten auseinander gelaufen ſind; darum aber, daß wir nicht an einer Stange ziehen und nicht aus einem Rohr ſchießen, ſoll für unſere wechſelſeitige Neigung nichts verloren ſein; kommt doch jeder von uns an ſeiner Stange weiter, und thut doch jeder von uns zuweilen einen guten Schuß aus ſeinem Rohr. Alſo herzlichen Handſchlag und

ſchönſten Dank, daß Sie Ihren alten Freund nicht vergeſſen haben.

Stuttgart, 6. Juli 1838.

Niembſch."

So ſehr dieſes Schreiben durch die Wärme ſeines Inhaltes mich erquickte, ſo leid that es mir, in der Hoffnung gemeinſchaftlichen Bemühens zu gleichem Zwecke mich getäuſcht zu ſehen; die halbe Luſt an der Arbeit war mir dadurch genommen. L. Mayer, der den Brief überbringen ſollte, kam erſt im folgenden Jahre zu mir nach Cilli, wo er, während mehrwöchentlichen Zuſammenſeins mit mir und auf manchen genußvollen Ausflügen durch die herrliche norſche Alpenwelt, das günſtige Urtheil unſeres Freundes Niembſch im vollen Maße rechtfertigte. Er ruht nun ſchon in heimiſcher Erde, und ein Aquarellbild meines lieben Cilli, das er mir von Stuttgart aus zum Andenken ſchickte, lächelt, während ich dies ſchreibe, als wehmüthigheitere Mahnung an frühere Tage, farbenfriſch und freundlich von der Wand auf mich herab.

Seit meiner Rückkehr nach Wien im Jahre 1840 ſah ich meinen lieben, indeß ſo berühmt gewordenen Meiſter Niklas nur einmal, und zwar zufällig auf offener Straße. Mit ſeiner alten Herzlichkeit umarmte er mich, fragte mich mit wenig Worten um viel, geſtand mir, daß ihm das falſche Gerücht von meinem plötzlichen Tode, das den Entenflug durch alle Zeitungen machte, aufrichtige Thränen gekoſtet habe, bat mich ihn als den alten zu nehmen, als den ich ihn vor 11 Jahren verlaſſen hatte, und ſchied mit dem Bedauern, mich vielleicht längere Zeit nicht wieder zu ſehen.

da er eben im Begriffe ſei, zu ſeinen lieben Schwaben nach Stuttgart zu reiſen.

Und ich ſah ihn ſeither nimmer wieder. Als er das letzte Mal aus der Heimat Hölderlin's zurückkehrte, kam er als deſſen Unglücksbruder in einem Zuſtande, wo es ihm nicht gefrommt hätte, mich zu ſehen, und mir nicht das edle Bild, das mir von ihm unverlöſchbar in der Seele lebt, in ſeinen Zügen nicht wieder zu erkennen. Ich habe dem Wahnſinne leider! mehr als einmal ins ſtiere Auge geblickt, und nie des Gedankens mich erwehren können, daß ſein blödes Lächeln beim Wiederſehen eines alten Freundes nur der ohnmächtige Ausdruck desſelben herzzerſchneidenden Gefühles ſei, das den Eingekerkerten durchzuckt, wenn er durch die Gitterſtäbe ſeines Thurmes, fern jenſeits des Feſtungsgrabens, ein theures Weſen wandeln ſieht, das er nicht erreichen, ja nicht einmal errufen kann."

Ein eigenthümlicher Zufall fügte es, daß Lenaus letztes Gedicht: „Blick in den Strom," ebenfalls in Seidls „Aurora" im Jahrgange 1850 abgedruckt erſchien. Schurz leitete es mit folgenden Zeilen an J. G. Seidl ein:

„Von Lenau, deſſen erſte Blüte Ihre Aurora in die Welt trug, bringe ſie jetzt auch die allerletzte! Die ſeine Wiege war, ſei auch ſein Sarg! Das Gedicht ſchrieb der große Dichter nur ſehr wenige Tage vor dem Ausbruche ſeiner traurigen Krankheit, nämlich am 25. September 1844 zu Stuttgart nieder, auf ſeiner unvollendeten Brautfahrt von Wien nach Frankfurt. In Geiſt und Gemüth empfangen hatte er dasſelbe am 15. September, wo er auf einem Dampfſchiffe Wien verlaſſen, um nach Linz zu fahren.

Dieſer Tag gab gutes Wetter, und die Reiſegeſellſchaft hielt ſich den größeren Theil des Tages faſt ſämmtlich oben auf dem Verdecke, was unſerem Niembſch die Cajüte zu einer einſamen willkommenen Klauſe werden ließ. Des Vormittags einige Stunden brachte er auch auf dem Verdecke zu, und nie war ihm eine Stromfahrt ſo ergreifend und bedeutend erſchienen, wie dieſe. Seine Blicke hafteten meiſtens auf dem reißenden Strome. „Wenn man," äußerte er ſich ſpäter brieflich, „von was recht Liebem geſchieden iſt und um das Verlorne trauert, ſo iſt es gut, in einen Strom zu ſchauen, wo Alles wogt rauſcht und ſchwindet, wie das Beſte des Lebens. Dieſe Wehmuth hätte ſich mir zu bitterer Qual geſteigert, wäre mir nicht mit den Wellen auch der Gedanke zugeſchwommen, daß ich ja ſelbſt auch ſo verrauſchen würde und vergehen!" — Nehmen Sie es, Freund, und mit Ihnen die geſammte deutſche Leſewelt, wie ein heiliges Vermächtniß mit Andacht auf, dies Lied, denn, wiſſen Sie, es war Lenau — war, denn jetzt gedenkt er ja ſein nicht mehr — theuer, „weil es," wie er ſelber ſich darüber ausſprach, „eine gar ſüß ſchmerzliche Träumerei hat!"

III.

Amerika — Schwäbische Dichter — Schubert — Beethoven — Homer — Justinus Kerner. — Strahlaun probiren — Reisen als Gedichte — Rückert — Furcht vor Irrsinn — Simulirter Irrsinn — Ich bin der Teufel — Klopstocks Betterer — Messerschmiedt der Poldrauer —

Von seiner transatlantischen Reise sprach Lenau meist in verstimmtem Tone. Er litt viel durch rheumatisches Uebelbefinden in Amerika und am Skorbut auf der Seereise. Dieses letzteren Umstandes sei hier vorläufig als eines Momentes seiner endlichen Zerrüttung erwähnt. Amerika, als ein der Kunst abgewendetes Land, das nur die Interessen des Kaufmannes und den Lohn der derben Arbeit kennt, erschien dem Dichter in keinem freundlichen Lichte.

Mittheilsamer als über seine Jugend und ozeanische Reise war Niembsch über seinen Aufenthalt in Schwaben. Mit Vorliebe zeichnete und beschrieb er die ihm theuern Dichter und Freunde: den herrlichen Uhland, den phantasiereichen Kerner, den gemüthvollen Schwab, die trefflichen Pfizer, die treuen Reinbeck und Carl Maier, die anmuthvolle Emma Niendorf. So lernten wir die uns in Oesterreich theuern Gestalten durch die plastisch-trefflichen Schilderungen gewissermaßen auch persönlich kennen und lieben. Ebenso

vermittelte er in Schwaben, ſchilderte die dichteriſchen Perſönlichkeiten der Oeſterreicher, erklärte die Zuſtände, in denen ſie lebten, und beide Theile konnten mit der ſchön gezimmerten Brücke zufrieden ſein, die der edle Dichter zwiſchen Beiden ſchlug und durch ſeine Geſänge näher brachte und verbündete. Eines Geſchenkes, das er den Schwaben brachte, rühmte er ſich ganz beſonders: der bis dahin faſt unbekannten Lieder Franz Schuberts. Sie ſind durch ihn jetzt heimiſch dort und geliebt, wie in Oeſterreich und wie überall, wo ſie bewegt und bewegend geſungen werden. „Wie Alexander," ſagte Lenau einmal lächelnd, „klagte, daß er keinen Homer habe, ſo ſchmerzt es mich, daß Schubert und Beethoven vor dem Erſcheinen meiner Gedichte geſtorben ſind. Dem Beethoven hätte ich ein Oratorium „Judas" gedichtet."

Trotz allen Ernſtes konnte Lenau ſehr heiterer Laune ſein. Als uns einmal ein Versmacher ein Gedicht vorlas, in welchem, einem armen mit vielen Kindern geſegneten Manne, ein Geiſt erſcheint, von dem zu hoffen iſt, daß er irgendwie hülfreich ſein werde, aber, nachdem er zürnend geſprochen, ſich wieder von dannen hebt und ſchauerlich erhaben, endet:

„Die Kinder laß ich dir,
Den Kirchthurm nehm ich mit!"

ließ Lenau ſcheinbar entzückt über die kühne Phantaſie den Herrn das Gedicht wiederholen. Der geſchmeichelte Mann deklamirte mit allem Pathos das Gedicht noch einmal. Lenau ſchnitt ein tief aufhorchſames Geſicht und deutete durch Blick und Fingerbewegung die ihm als die bedeutſamſt

erſcheinenden Stellen an und forderte, als der Dichter großartig wieder geendet hatte:

„Die Kinder laſſ' ich dir,
Den Kirchthurm nehm ich mit!"

ihn auf, das Gedicht zum drittenmale zu deklamiren. Wir konnten kaum das Lachen unterdrücken, Lenau behielt die ſteiſche Ruhe, und kopfſchüttelnd murmelte er, wie noch nachlebend in dem großen Gedanken, vor ſich hin:

„Die Kinder laſſ' ich dir
Den Kirchthurm nehm ich mit!"

„Als ich nach Würtemberg kam," erzählte er ein mal, „fuhr ich nach Weinsberg, um Juſtinus Kerner kennen zu lernen. Ein Diener wies mich eine Treppe hoch in die Wohnung des Doctors. Ich trat in eine Stube, ſie war leer, ich wartete eine Weile, da mir aber Niemand entgegen kam, öffnete ich die Thüre der zweiten Stube, auch dieſe war leer, in die dritte endlich eingetreten ſah ich ein wunderliches Bild: Auf dem Boden ausgeſtreckt lag lang und breit ein Mann, ihm zur Seite eine Frau, zur Linken und Rechten von ihnen Kinder. Sie lagen unbeweglich, doch konnte ich merken, daß ſie lebten. Ich blieb betroffen ſtehen, die liegende Gruppe that ebenfalls nicht dergleichen, als ob ein Fremder eingetreten wäre. Ich nannte endlich meinen Namen. „Ah willkommen, lieber Niembſch! Wir probiren da eben, wie es ſein wird, wenn wir ſo nebeneinander im Grabe liegen werden."

In heiterer Laune theilte er ein andermal mit: „Aus Amerika zurückgekehrt und nach Stuttgart gekommen, bemerkte ich, daß die Familie Schwab mich mit einer gewiſſen ſcheuen Zurückhaltung behandle; es erging mir an

demſelben Tage noch bei mehreren Freunden ſo. Ich kehrte zu Schwab zurück, um mir Erklärung zu verſchaffen. Da erzählte er mir lachend: Kerner habe acht Tage vor meiner Ankunft nach Stuttgart einen ſehr betrübten Brief geſchrieben, wie mich ein beſonderes Unglück in den Urwäldern betroffen habe. Eine Aeffin hätte Neigung zu mir gefaßt, worüber ich ganz wahnſinnig entzückt geworden ſei, und die hat in ihrer liebebrünſtigen Zärtlichkeit dem armen Lenau die Naſe abgebiſſen. „Denkt Euch das Unglück!“ Als die Freunde mich mit unverſehrter Naſe wieder ſahen, kam ihnen die humoriſtiſche Mittheilung zu ihrer großen Freude freilich als unrichtig vor, aber ſie traueten anfangs doch nicht recht, ob es mit der äffiſchen Liebſchaft nicht doch vielleicht ſeine Richtigkeit habe.“

Aus Rückerts Munde erzählte er uns ein Andermal, wie er einmal ſehr nachläſſig gekleidet, mit am Knöchel umgeſtülptem Beinkleide, in der unbeſchuheten, ſchwarzberänderten Nagelband einen derben Knittel, beim Miniſter W., der den Dichter und trefflichen Charakter hoch ehrte, eingetreten ſei und ein Herr der zur Rechten des Miniſters auf dem Sopha ſaß, ganz verlegen und ängſtlich wurde, bis der Miniſter die Herren einander vorſtellte: „Friedrich Rückert! Prinz von R., königliche Hoheit!“ Das Geſpräch wurde bald ein eben ſo geiſtiges als herzliches.

„Als einmal Rückerts beide Söhne krank darniederlagen, wachte der kummervolle Vater Tage und Nächte an ihrem Krankenbette. Als ſie geneſen waren, erzählte ihm ſeine Umgebung, wie er mit den Kindern, der Mutter, dem Arzte, den Dienern, Alles in Verſen und meiſt in gereimten Ver-

ſen geſprochen habe, ohne auch nur, wie Rückert, als man ihm dies erzählte, verſicherte, eine Ahnung davon zu haben. So verſunken war der ſorgengebeugte Vater in dem Schmerze um ſeine Kinder!"

Er erzählte oft in heiterer Laune luſtige Geſchichten. Eigenthümlich war es, daß in ihnen oft der Wahnſinn eine Rolle ſpielte, oder doch das Barocke, das wie Wahnſinn auszuſehen pflegte. Der Gedanke, wahnſinnig zu werden, trat ihm oft nahe, im Leben wie in ſeinen Liedern. Ein berühmter franzöſiſcher Irrenarzt legt in ſeinen reichen Erfahrungen auch die nieder, daß er bei Geiſteskranken, die mit vorragender Phantaſie begabt waren, es oft beſtätigt fand, daß ſie lange vor ihrer geiſtigen Zerrüttung mit dem Wahnſinne geſpielt haben; ſo daß ſpäter nur konſtant wurde was früher als wunderlicher Humor flüchtig auftauchte.

Als Lenau eines Tages mit dem Arzte Dr. Görgen aus dem ſilbernen Kaffeehauſe nach dem Kahlengebirge bei Wien einen Ausflug unternahm, hielt dieſer vor ſeiner Irrenanſtalt in Döbling, wo Lenau ſpäter endete, an, um einige Anordnungen zu treffen, und bat den Freund einzutreten. „Nein, nein!" ſagte Lenau lachend, aber nicht ohne Aengſtlichkeit, „ich warte im Wagen; da ſind die Narren drin! das iſt gefährlich, man könnte ſelbſt ein ſolcher Narr werden." Das Gedicht „Traumgewalten" iſt ein prophetiſches, wie ein tiefrother Abendhimmel dem Sturme vorangeht, ſehen wir:

„Die ſtummen Gäſte
Sie waren da zum nächtlichen Feſte.
Ich ſchlief; mein Haus war preisgegeben
Sie ſuchten drin ein wüſtes Leben

Nun ſind ſie fort die wilden Naturen,
In dieſen Thränen ſind ich die Spuren,
Wie ſie mir Alles zuſammengerüttet,
Und über den Tiſch den Wein verſchüttet."

Eines Tages, um jene Zeit ſtürzte die Magd, die den Dichter zu bedienen hatte, plötzlich ins Zimmer ſeiner Schweſter und ſchrie „Jeſus, Maria! der Herr von Niembſch iſt ein Narr geworden!" Als man erſchrocken zu ihm eilte, äußerte er lachend: „Ich habe die nur durch Geſichterſchneiden und Augenrollen erſchrecken wollen." So erzählte er uns auch, wie er einmal im Eilwagen zwei Damen, die ihm ſehr langweilig waren, durch ſimulirten Irrſinn während einer langen Fahrt mystificirte und ſich ihr Geſpräch fernhielt.

So hängt dieſe Geſchichte mit einer andern vielleicht zuſammen, die er uns von einem mit ungewöhnlicher Phantaſie begabten Arzte erzählte, der auf dem Lande hinter einem Gebüſche leſend lag, vor welchem ein Rudel Kinder ſpielte; plötzlich ſprang er mit den tollſten Geſichtsverzerrungen und dem Schreien: „Ich bin der Teufel!" unter ſie. Die Kinder waren zu Tode erſchreckt, eines von ihnen wurde epileptiſch. Der unbegreiflich unbeſonnene Arzt mußte den Ort raſch und heimlich verlaſſen.

Folgende tragi-komiſche Geſchichte iſt manchem Beſucher des ſilbernen Kaffeehauſes gewiß noch im Gedächtniſſe. Lenau erzählte:

„Der Großvater eines bekannten deutſchen Novelliſten, ein livländiſcher Edelmann, war ein ſo großer Bewunderer der Meſſiade, daß er ſie jedes Jahr zweimal las, und der erhabenſten Stellen aus ihr ſich in der Kirche als Gebet bediente. Sein lebhafterer Wunſch war in ſeiner Seele, als

der, den frommen Dichter kennen zu lernen. Der Wunsch wurde zur ununterbrochenen Sehnsucht, zum unabweislichen Seelenbedürfnisse, und der Greis entschloß sich endlich zu der weiten Reise nach Hamburg. Als er nach einer, für sein Alter namentlich sehr beschwerlichen Reise am Orte seiner Sehnsucht angelangt war, kleidete er sich um, und eilte nach einer mehrtägigen Reise und einer letzten im Wagen zugebrachten, kühlen Herbstnacht in Klopstocks Wohnung. Die Haushälterin empfängt den fremden Herrn mit der Nachricht, daß Klopstock eben ausgegangen und in mehreren Stunden nicht zu erwarten sei. „Das freut mich! das trifft gut! So kann ich die Räume, in denen der Göttliche weilt, mit Ruhe und weihevoller Andacht betrachten, bis er selbst kommt und sie leuchtend erfüllt." Die Haushälterin sieht den Mann befremdet an, der in sie dringt, ihn in der Wohnung, oder wenn möglich in der Arbeitsstube ihres Herrn warten zu lassen. Als er ihr Zögern bemerkt und sie ihm sagt, daß sie Geschäfte außerhalb des Hauses in Anspruch nehmen und sie einen fremden Herrn doch nicht allein — erwiedert er lebhaft: „Ah, Sie trauen mir nicht! Sie haben Recht, Sie kennen mich nicht. Lassen Sie mich nur eintreten, aus Vorsicht und zu Ihrer Beruhigung schließen Sie die Thüre nur hinter mir ab, um so sicherer und ruhiger kann ich mich in Anschauung versenken." Dabei gab er ihr einen blanken Dukaten und die Thüre von Klopstocks Arbeitsstube fällt hinter ihm ins Schloß. Nun schwelgt er in der Atmosphäre der Stube, jedes Bild, jedes Buch betrachtet und berührt er mit heiliger Scheu; erst nach langem Weilen in der Stube wagt er es, sich in den Lehnstuhl vor dem

Schreibtische zu ſetzen, ihm iſt als müßten ihn die Schauer des Dichters überkommen und es überkommen ihn plötzlich Schauer — die Ungewohnheit einer langen Reiſe, die Kühle der Herbſtnächte, das vorgerückte Alter, die ungewohnte Koſt, die Aufregung — er fühlt plötzlich eine unausſprechliche Nöthigung und iſt — ein Gefangener in dem Aſyle des Dichters, in welchem er die heilige Muſe ſeiner Geſänge zu empfangen pflegt! Heiße Tropfen auf der Stirne, überwältigt ihn eine wahre Seelenangſt. Wenn jetzt Klopſtock käme und das erſte Wort, das er an den Angebeteten richten müßte — dem alten Manne dreht Ohnmacht, — er greift in ſeiner Verzweiflung nach einem Bogen weißen Papieres, der auf dem Schreibtiſche liegt, er breitet ihn auf dem Boden aus — dann, dort das Fenſter, das in eine einſame Straße ſchaut. — Es war eine Tortur, ein geiſtiger und Laokoonſchmerz zugleich — Furcht vor Ueberraſchung und Unwiderſtehlichkeit des Momentes — Da klirrt es im Schloſſe, die Thüre geht auf, Klopſtock tritt ein — der in der maßloſeſten Verlegenheit und Scham vor ihm ſtehende Greis iſt Anfangs ſprachlos, dann wie vom Schlage gerührt ſtammelt er nur unzuſammenhängende Sätze: „Angebeteter! — Weite Reiſe — Seelenhuldigung — Unwiderſtehlicher Drang, Sie zu ſehen — Unſterblicher! Ihre Geſänge —“ Klopſtock verdutzt über die fremde Erſcheinung in ſeiner, doch abgeſchloſſen geweſenen Wohnung läßt ſich in ſo unterbrochenen Lauten apoſtrofiren und die Seelenangſt des ihm fremden, ehrwürdig ausſehenden Greiſes veranlaßte ihn, der Situation eine heitere Wendung zu geben, und als die unzuſammenhängende Anrede wieder die

Worte „Verehrung — Huldigung“ vernehmen läßt, sagt Klopstock, indem er auf den Boden blickt, ganz gutmüthig und lächelnd: „Und ist dies der Opferduft, den Sie dem Dichter weihen?“ Der Greis fällt vor ihm auf die Kniee nieder und laut weinend küßt er Klopstocks Schuhschnallen. Der Dichter fühlt tiefes Mitleid, hebt ihn zu sich empor, umarmt und küßt ihn. Der alte Herr war hierauf mehrere Tage sein willkommener Gast und trotz aller Mühe seines liebenswürdigen Wirthes nur für Momente zu erheitern. Klopstock lernte ihn wegen seiner vielen Kenntnisse schätzen, für seine Begeisterung lieben und die Männer schieden nach drei Tagen als herzliche Freunde. Den Edelmann konnte aber nichts mehr emporrichten, als — Wahnsinniger langte er in seiner Heimath an; noch im Reisewagen überwältigte ihn die wilde Macht.“

Der Billardtisch im silbernen Kaffeehause war besetzt als Lenau kam, ein Umstand, der ihn gewöhnlich verdrießlich stimmte. Er setzte sich in eine Fensternische, Tabak dampfend und Gesichter schneidend. Ich mußte lachen über den wunderlichen Ausdruck, und als er mich um die Ursache fragte, sagte ich ihm, daß er mich an einen Kopf des genialen, im Leben so barocken Bildhauers Messerschmidt erinnere, der in einem halben Hundert von Köpfen die verschiedenartigsten Leidenschaften und Empfindungen ausgedrückt hat, z. B. einen Gähner, einen Nießer, einen Dummkopf, einen Erhängten, einen unfähigen Fagottisten, einen Heuchler, ein zurückgehaltenes Lachen u. s. w. Lenau kannte sie nicht und fragte lachend: „Kann man die sehn?“ — „„Der Besitzer, Jüttner zeigt sie mit der freundlichsten Bereitwilligkeit.““ —

„Ich gönne mir eben eine theuere Zigarre, denn ich bin mit den Verſen, die ich heute gearbeitet habe zufrieden und belohne mich. Bis die" — auf die Zigarre deutend — „Aſche iſt, wandern wir hin, Ludovice!" Wir gingen und ſtanden bald vor den Büſten, welche eine koſtbare Zierde jeder Gallerie, wie der Meiſter ſelbſt, der ſich als einen Lacher vorſtellte, würdig wären eine Niſche in König Ludwigs Walhalla auszufüllen. Lenau bewunderte lange die Büſten. „Die ſollte des Meſſerſchmidt Landsmann, mein verehrter Juſtinus Kerner ſehen! In den Köpfen ſpielen Dämonen, nur wäre es ihm ſchwer, ſie aus ihnen herauszutreiben, das haftet Alles unſterblich an dem Erz und Marmor!" Vor einzelnen Köpfen blieb er lange ſtehen, namentlich vor dem Kopfe: der innerlich verſchloſſene Gram, vor dem Feldherrn, vor dem Dichter, bei dem er es ſehr humoriſtiſch-ironiſch fand, daß er ſtatt eines Lorbeerkranzes einen Strick um die Schläfe gewunden hat. Die Geſichtsverzerrung des erboſten, rachgierigen Zigeuners, der ihm vor allen andern Köpfen gefiel, ſuchte er nachzuahmen, eben ſo den Schalksnarren und den Erzböſewicht. „Gehn wir", ſagte er endlich lachend, „das reizt mich alle dieſe Geſichter nachzuſchneiden. Ein Dichter ſollte keine Karrikaturen anſchauen, geſchweige denn ſie nachzuahmen ſuchen. Es muß Etwas in dieſem Bildhauer geweſen ſein, was ihn leicht hätte zum Narren werden laſſen; glücklicher Weiſe lagerte es ſich als Kunſt in ihm ab."

IV.

Faust — Position — Dr. Martenson — Studien — Abweh: — Faustus — Nacht — Der traurige Mönch — Positivismus

Im Winter des Jahres 1835 zog eine heitere Karavane aus dem silbernen Kaffeehause nach dem Bauernmarkte in die Wohnung des Dichters Max Löwenthal. Lenau hatte versprochen, da seinen „Faust", auf den wir längst gespannt und durch mannigfache Gespräche vorbereitet waren, vorzulesen. Wir wußten, daß dem Dichter, trotz der großen Verehrung für Goethes gleichnamige Dichtung, der Stoff „nicht bis in den Grund erschöpft" schien; namentlich meinte er, sei der gewaltigen Sage, wie sie das Volk dichtete, nicht genug gethan. „Den Faust muß auch in der modernen Dichtung der Teufel holen!"

„Kein Andrer spricht wie der Poet
Ein Lied, das ihm vom Herzen geht."

sagt Lenaus Faust zum Mimister. Die Art und Weise, wie Lenau las, war ganz eigenthümlich. Nicht weil er die ungarischen Haiden und die braunen Geigenspieler und Cymbalschläger auf ihnen oft besungen hat, auch ohne diesen Umstand hätte sein Vorlesen an eine melancholische Zigeu-

vermuſik erinnert. Das ging in wehmüthig weich klingenden Molltönen, bis zuweilen ein ſcharfer, greller Laut, einige wilde Accorde emportauchten aus der monotonen Fluth. Das edle Antlitz des Dichters war der belebteſte Commentar ſeiner Dichtung, ſeines Vortrags. An der Stirne zog es in mannigfachen Bildungen, das Auge ſah zuweilen groß auf, um für längere Zeit ſich wieder unter die zuſammengezogenen Brauen zu verbergen. Alle Zuhörer, unter ihnen Grillparzer, Hammer-Purgſtall, Zedlitz, waren begeiſtert, wenn ſie auch ſich geſtehen mußten, daß durch einen pantheiſtiſchen Fauſt der durch und durch chriſtlichen Idee der deutſchen Volksſage ebenfalls nicht genügt war, und daß Goethe im Fauſt den ewigen Menſchen ſelbſt, Lenau, zwar ein höchſt bedeutendes, großartig ringendes Individuum — nur ſich ſelbſt hingeſtellt habe. Ein charakteriſtiſches Merkmal, das auch den Byron'ſchen „Manfred" von Goethes „Fauſt" unterſcheidet, und wieder auf die bereits angedeutete Verwandtſchaft Byrons mit Lenau zurückführt.

Als das Gedicht im Jahre 1836 gedruckt erſchien, waren die Freunde über den zur Zeit der Vorleſung noch nicht gedachten, wenigſtens noch nicht geſchriebenen Schlußmonolog Mephiſto's gar ſehr überraſcht. Die bis dahin pantheiſtiſche Weltanſchauung erhielt durch den Epilog plötzlich einen unerwarteten, chriſtlichen Abſchluß:

„Du warſt von der Verdammung nie ſo weit,
Als da du weltſt mit der Verzweiflung
Verzweiflungsgluth vertilgen allen Streit.
Dich, Welt und Gott in Eins zuſammen ſchweißen
Da biſt du in die Arme mir geſprungen.
Nun hab' ich dich und halte dich umſchlungen."

Der Briefwechsel zwischen Lenau und Dr. Martensen, aus Dänemark, mit dem Lenau während eines Winters viel verkehrte, den der Biograph mitzutheilen haben wird, dürfte erklärend sein.

Die Richtung die Lenau nun in seinen Studien nahm, die düstere Weltbetrachtung machten seine Freunde bange und sie fingen an, mit einer schweigenden Scheu, die sich nur selten Worte erlaubte, ihn gewähren zu lassen. Er selbst wehrte sich in geistreich derben Strophen gegen jeden ihm entgegengetretenen Widerspruch; so entstand eine ganze Reihe von Gedichten polemischer Natur, die unter dem Titel: „Literarisches" in dem Bande „Neuere Gedichte" (1838) aufgenommen sind, deren zwei namentlich gegen Bauernfeld „An einen Tadler" und gegen Feuchtersleben „Einem kritischen Nachtarbeiter" gerichtet waren, die aber der Dichter, der die gute Meinung der genannten trefflichen Männer denn doch nicht verkannte, in späterer Auflage seiner Gedichte nicht wieder aufnahm.

Eine Eigenthümlichkeit seines Wesens, wie sie sich mannigfach in seinen Schriften ausprägt, war es, das Dämonische zu lieben und in seinen Schauern zu schwelgen. Schuberts „Ansichten von der Schattenseite der Natur," dessen „Geschichte der Seele" neben den mystischen Schriften der Gnostiker, der Kirchenväter wurden seine Lieblingslecture und blieben, wie seine ungewöhnliche Tages- und Nachtordnung, von der wir später als einem Momente seiner physischen Zerrüttung hören werden, nicht ohne wichtigsten schädlichen Einfluß auf ihn. Er ließ sich gerne Geister- und Gespenstergeschichten erzählen, vor Allem gefielen

ihm die luſtigen, ſie konnten ihn in die heiterſte Stimmung verſetzen, zur Bearbeitung jedoch wählte er nur jene, die tiefen Ernſtes voll, ein ſchauerlich Erhabenes an ſich trugen.

Es war im Winter des Jahres 1835. Wir begrüßten im ſilbernen Kaffeehauſe zwei ſchwediſche Dichter, die auf der Reiſe nach Italien, Wien kennen lernen wollten. Der Eine: Böttiger hatte für ein epiſches Gedicht: „Guſtav Adolph" den Preis errungen, der Andere: Hagberg den Ariſtophanes ins Schwediſche überſetzt; er ſprach ziemlich fertig deutſch und bekundete dies auch durch ein kleines Gedicht: „An Wien" das in Kaltenbaeks „Archiv für Geſchichte und Literatur" abgedruckt wurde. Lenau forderte ihn auf, uns ſchauerliche Geſchichten aus dem Norden zu erzählen. Der Schwede, heimlich ernſt einleitend ſagte: „Gehen wir fort von hier, es ſind zu viele Menſchen. Es muß Wein in den Gläſern und die Stube darf nur matt erhellt ſein, da will ich euch ſchauerliche Geſchichten erzählen." Wir gingen in eine Weinſtu[illegible]. Der Froſt fing draußen an die Scheiben dick zu verſilbern und in einer ganz eigenthümlichen Darſtellungsweiſe erzählte er uns das Märchen, wie in ſeiner Heimath die Alfen, neckiſche kleine Geſtalten, heimlich leiſe im Winterſturme des Nordens an die Wohnungen der Menſchen kommen und zum Troſte für die, welche um den Frühling bangen, Blumen an die Fenſter zaubern, die aber nur weiß und kalt ſind. Wenn aber die Schläfer des Morgens halbwach auf ihren Lagern noch träumen und das Morgenroth an die Fenſter ſcheint; ſo glauben ſie rothe Roſen, Tulpen und Nelken zu ſehen und ſie glauben daran, daß es wieder werde Frühling werden

In Lenaus Gedichten ſind „der traurige Mönch“ und „Anna“ nach Erzählungen Hagbergs an dieſem Abende. Den Stoff des letzteren Gedichtes habe ich ebenfalls und zwar vor Lenau, bearbeitet und unter dem Titel, den Hagberg mittheilte: „die Kinderloſe“ in der „Wiener Zeitſchrift“ drucken laſſen.

Lenau äußerte bei dieſer Gelegenheit, daß es ihm als ein Kennzeichen eines Poeten erſcheine, wenn er Mythen und Legenden erfindet, die ſo tiefſinnig oder naiv, oder gewaltig ſind, als hätte ſie ein Volk — dieſer größte aller Poeten — erfunden. Er winkte lächelnd und deklamirte aus ſeinem „Fauſt“ beiſpielweiſe die Verſe:

„Wie jener Hirt in Waldeseinſamkeit
Ums Haupt im Kreiſe ſchwang das Flammenſcheit,
So ſchwingt der ewge Hirt mit ſtarker Hand
Im Kreis ums feſte Haupt den Weltenbrand,
Zu ſcheuchen fort aus ſeiner Nacht die Eule,
Die ſonſt ihm krächzend macht die Langeweile

V.

Lebensweise — Wohnung — Albigenser — Ueber Musik — Gegensätze — Die Gräfin — Pessauer — Attila. — Horen — Oesterreichisch-steyerische Reflexe — Bestrafung des Traunstein — Savonarola — Professur der Aesthetik — Ungarn. — Oesterreich Lenau's Ansicht — Jesuitengeschichte — Savonarolas Portrait — Wie Lenau Christ geworden ist —

Die Lebensweise Lenaus in Wien war eine sehr einfache, aber wenig geeignet, um seiner Gesundheit zuzusagen. Man fand ihn nur durch kurze Zeit in einem großen, luftigen Zimmer, im Casino auf dem Mehlmarkte, und vier Treppen hoch einmal im silbernen Kaffeehause wohnend; meist waren es düstere kleine Stuben, mit der Aussicht in einen engen dunkeln Hofraum, bequem, aber eben nicht heiter eingerichtet, die er bezog. Eine solche Wohnung war die bei seinem Freunde Löwenthal in der Kärnthnerstraße. Auf der Commode stand „der ausgebälgte Geier."

„Du todter Geier stehst noch immer wild und edel
Und neben Dich gestellt hab' ich den bleichen Schädel.
Ich lasse Dir nach ihm den Schnabel niederhangen.
Als hättest Du gerissen das Fleisch von seinen Wangen.
Es mag an Deinem Blick sich gern das Aug entzünden."

Dem Leser Lenau'scher Gedichte, vorzüglich aber der „Albigenser" ist das Bild des Geiers ein wohlbekanntes, das des Dichters Phantasie in stets wechselnder Gestalt und

Anwendung mit Vorliebe braucht. In dieſer Stube ſtand auch eine Büſte, die der Dichter ſo apoſtrophirte:

„Traurig kehrt' ich eines Abends
In mein einſam düſtres Zimmer —
Da, ich fand des Mannes Büſte,
Den ich höchſt als Meiſter ehre,
Nebſt dem ſchroffen Urgebirge
Und dem gränzenloſen Meere,
Ein Gewitter in den Alpen,
Stürme auf dem Ozeane
Und das große Herz Beethovens
Laut im heiligen Orkane."

Auf einem Tiſche lag eine treffliche Geige, einige alte und neue Bücher, auf dem Schreibtiſche einzelne zerſtreute Blätter. Hier las er mir den gewaltigen, kühnen Eingang ſeiner „Albigenſer" vor, in dem der Dichter den ſchauerlich erhabenen Wunſch ausſpricht:

„O wäre ſolch ein Tiger mein Genoſſe,
Mit Geiſterkrallen, unſichtbarem Rachen
Mir den Gedankenheerd treu zu bewachen,
Den Einbruch wehrend meinem Feindeetroſſe!
Wenn mein einſames Herz Gedanken hämmert,
Daß ich die Welt und ihren Kram vergeſſe,
Wenn mir an ſeiner hellen Feuereſſe
Die Morgengluth des heilgen Sabbath's dämmert."

Der Dichter machte an jenem düſtern Wintermorgen auf mich den Eindruck eines mittelalterlichen aszetiſchen Mönches in einſam dunkler Zelle, dem die Lohe heiliger Gluth in Blick und Wangen emporſteigt und den der Zorn über die Verderbniß der Welt ſo tief ergriffen hat, daß ihm unbewußt prophetiſche Worte von den Lippen tönen!

Er hatte die letzten Verſe:

„Ich wünſchte mir den Tiger zum Genoſſen,
Schon iſt in meinem Geiſt ſein Hauch zu ſpüren,
Und durch mein Herz ſein wildes Blut ergoſſen!"

geleſen, legte raſch das Blatt auf den Tiſch und nach der Violine langend äußerte er: „Das Letzte und das Tiefſte läßt ſich doch nicht mit Worten ſagen, der Geiſt muß wie ein Schiff vom dürren, ſteinigen Gedankenſtrande ſich fortſchnellen und dem unbeſtimmt fluthenden Ozeane der Gefühle — der Muſik überlaſſen. In der Muſik, wenn ſich's überſetzen und erklären ließe, liegt das Geheimniß.“ Nun ſpielte er. Es war ein wildes, jubelndes Aufjauchzen, dann ein ſterbendes Verzittern, es weinte und lachte aus den Saiten. Er zauberte. Es klang wie die Fidel, die Lenaus Mephiſtopheles in der Dorfſchenke ſtreicht. Es war kein beſtimmtes Muſikſtück, ein kühnes Improviſiren, ein wildſchönes, todtinniges, zum Sterben wehmüthiges Lenau'ſches Gedicht. — Lenau hatte geendet, ich ſaß noch vom Eindrucke getroffen ſchweigend, da trat er, plötzlich in Heiterkeit übergehend zu mir hin: „Nu, nu, ich hab' Dich ja ganz melancholiſch geleſen und gegeigt!“ und nun fing er an, ein luſtiges Liedel zu pfeifen — er konnte dies ganz vortrefflich — und dabei, indem er abwechſelnd mit Ferſen und Zehen den Takt dazu ſtampfte, eine Art tanzende Bewegung anzunehmen.

Er legte hierauf die Violine ſorgfältig in einen Kaſten und deckte ſie zärtlich wie eine Mutter ihr Kind mit einem Tuche zu. „So ein Inſtrument will zart und aufmerkſam behandelt ſein! Wie lange braucht es, bis der Geiſt der Harmonie ſich in dem Holze zurechtgefunden hat! Wie auf einer mit Puder bedeckten Glastafel durch fortgeſetzte Striche an derſelben mit einem Geigenbogen ſich die bekannten Klangfiguren bilden; ſo erzeugt, oder vielmehr

zeugt der Bogenſtrich über die Saiten den Ton ins Holz hinein. Der wohnt nun drin und fängt zu ſingen an, wenn der echte Meiſter mit der Zauberhand kommt. Hundert Jahre aber vor ihm muß der Baum gefällt ſein, aus deſſen Brettern ſeine Violine gezimmert iſt. Das klingt dann wie aus dürren Aeſten die luſtigſten Vögel. Die vortrefflichſte Geige aber, wenn ihr erſter Spieler ein Pfuſcher iſt, verdirbt, denn er bringt falſche Erſchütterungen des Holzes hervor und die Atome ſchwingen ſich in kein harmoniſches Verhältniß." Lachend ſprach er weiter: „Ich weiß es freilich nicht, wie es kam, wenn es wahr iſt, was man ihm nacherzählt, daß unſer Walzergeiger Strauß, als er noch nicht berühmt war und keine gute Violine beſaß, Bier in ſie hineingoß und ausſchwenkte, um ſie beſſer klingen zu machen. Vielleicht hielt er ſie für eine Muſikantenkehle. Ha, ha, ha!"

Da wir kaum mehr Gelegenheit haben werden von der muſikaliſchen Richtung Lenau's zu ſprechen; ſo mögen zwei Aeußerungen von ihm, wie wohl bei anderen Anläſſen gethan, hier ihren Platz finden:

Wir hörten bei Compoſiteur Deſſauer, von dem Lenau äußerte: „Man muß dieſen gefühlvollen Liederdichter kennen lernen," einen früh hingeſchiedenen geiſtigen Knaben Filtſch trefflich Klavier ſpielen. Das Spiel verſetzte Lenau in langes Nachdenken, endlich äußerte er: „Erſcheinungen wie die Jugendfriſche dieſes Knaben laſſen wirklich zu keinem rechten Gedanken über die Kunſt kommen. Verſteht er was er ſpielt, oder geben wir einer gewiſſen Vollendung der Ausführung nicht etwa zu leicht den Titel einer bevorzugten Künſtlernatur? Eines aber kann den Dichter tröſten,

ſeine körperloſe Kunſt hat doch bei Weitem weniger Täuſchendes und Einnehmendes in ſich. In ihr erkennt doch leicht Jeder die Fertigkeit der Form und die Tiefe der Gedanken als geſchiedene Größen. Und es war noch kein großer Dichter ein ſolcher als Kind.'

Ein andermal ſagte er: „Gehen wir zu Deſſauer, um einen geſetzten Heine von Hoven zu hören. Für mich unterliegt es nun gar keinem Zweifel, daß Hoven nächſtens: „Es blaſen die blauen Huſaren" oder „Der König Wismawitta" komponiren wird. Ich meinte bisher ſtets, zu einem Liede gehöre der gleichmäßige Verlauf einer Empfindung und höre da, wie „das Pfarrhaus" und die Geſchichte von dem „vermutheten" Mehl und Eiereinkauf mit Beifall aufgenommen ſind. Sogar „die Lappländer" ſollen von ihm geſetzt ſein. Mich wundert nichts mehr von dieſem Manne."

Meiſt konnte man Lenau noch gegen Mittag im Bette finden, vor dem giftſtarker Kaffee dampfte, während ihn die ſtärkſten Cigarren in jene „duftige Narkoſe" verſetzten. Er brachte die Nächte leſend und ſchreibend zu. „Mein Organismus braucht viel Schlaf, die geiſtige Arbeit macht ihn ſehr müde," äußerte er, als ich ihn Mittags einmal noch im Bette fand. Er liebte kräftige, ſchmackhafte Koſt und ſtarken Wein, ging faſt nie in Geſellſchaft; er nannte „die Geſelligkeit ein Laſter für den Poeten", er ging ſelten ſpazieren und ſo mußten langſam, aber ſo ſicherer die Elemente zur Entwicklung kommen, die eine noch ſtärkere Natur unterwühlt hätten. Dieſe ſeine Lebensweiſe fand nur dann eine Unterbrechung, wenn er der ihm innewohnenden Zugvogelnatur folgend, bald in die oberöſterreichiſchen und ſtei-

rischen Gebirge wanderte, bald seine fast jährlich gewohnte Reise nach Schwaben unternahm. Wer sich in Lenaus Gedichte vertieft hat, kann wie in einem tiefen Seespiegel die schauerliche Erhabenheit der urweltlichen Gebirge, die Geierumkreisten Gletscher, die finsteren Wälder unseres Vaterlandes sehen. Der österreichisch-steirischen Alpenwelt ist Lenau, wie dem Ozeane seine erhabensten, aber auch seine tief-melancholischesten Anschauungen schuldig geworden. Von solchen Ausflügen und Reisen kam er jedesmal kräftiger aussehend, munterer zurück. Als ich ihn nach einem solchen zu einer Gemsenjagd, wieder im silbernen Kaffeehause mit der Frage willkommen hieß: „Nun, wie ist's gegangen Niembsch?" antwortete er improvisirend:

„O Einsamkeit! wie trink ich gerne
Aus deiner frischen Waldzisterne."

In einem Briefe aus Gmunden im Salzkammergute, datirt 3 Juli 1831 an seinen treuen Schwager Schurz, schildert er einmal selbst einen solchen Ausflug in die Hochgebirge:

„Vorgestern hab ich den Traunstein bestiegen. Um 6 Uhr Morgens fuhr ich von Gmunden zu Wasser ungefähr fünf Viertelstunden nach der Lanauerstiege. Meine Begleiter waren Hansgirgl und seine Schwester Nani, er ein rüstiger Gemsenjäger, sie eine hübsche blauäugige Dirne. Wir stiegen aus und die steilen Stufen hinan. Schon am Fuße des Berges hatte mich eine Art Freudenrausch ergriffen, denn ich ging voraus und kletterte die Stiege mit solcher Gilfertigkeit hinauf, daß mir der Jäger oben sagte: „Das ist recht! so halt' weil Sie da herauf so gut kommen sind,

werden ſie auf den Traunſtein wie ein Hund hinauflaufen." — Und es ging trefflich, in 3 Stunden waren wir oben. Welche Ausſicht! Ungeheure Abgründe in der Nähe, eine Rieſenkette von Bergen in der Ferne und endloſe Flächen. Das war einer der ſchönſten Tage meines Lebens; mit jedem Schritte bergan wuchs mir Freude und Muth. Ich war begeiſtert. Wenn mir mein Führer ſagte, jetzt kommt eine gefährliche Stelle, ſo lachte ich, und hinüber ging es mit einer Leichtigkeit, die ich bei kaltem Blute nimmermehr zuſammenbrächte, und die mir jetzt am Schreibtiſche unbegreiflich vorkommt. Meine Zuverſicht ſtieg mit jedem Schritte; ganz oben trat ich hinaus auf den äußerſten Rand eines ſenkrechten Abgrundes, daß die Nani aufſchrie, mein Jäger aber frohlockte: „Das iſt Kuraſchi, da iſt noch keiner von den Stadtherren außitreten!" — Der gute Kerl wollte mich bereden, in Gmunden zu bleiben noch einige Zeit, er würde mich dann mitnehmen auf die Gemſenjagd. — Bruder! die Minute, die ich auf jenem Rande ſtand, war die allerſchönſte meines Lebens, eine ſolche mußt auch Du genießen. Das iſt eine Freude! trotzig hinabzuſchauen in die Schrecken eines bodenloſen Abgrunds und den Tod heraufgreifen ſehen bis an meine Zehen und ſtehen bleiben und ſo lange der furchtbar erhabenen Natur ins Antlitz ſehen, bis es ſich erheitert, gleichſam erfreut über die Unbezwinglichkeit des Menſchengeiſtes, bis es mir ſchön wird, das Schreckliche: Bruder! das iſt das Höchſte, was ich bis jetzt genoſſen, das iſt ein Vorgeſchmack von den Freuden des Schlachtfeldes! Ich jauchze, wenn ich daran zurückdenke. Wenn Du nach Gmunden kommſt, geh zum Jagerbiesl hinterm

Traunſtein, laß Dich führen, und Dir jene Stelle zeigen, da tritt hinaus und denke dann in der ſeligſten Minute Deines Lebens an mich. Du wirſt mich dann noch mehr lieben."

Ein ernſterer Ausflug anderer Art war es ſpäter, den er mit dem Dichter Alexander v. Würtemberg unternahm, um Zeuge einer Scene zu ſein, über die er beharrlich ſchwieg. — —

Indem ich hier von den „Albigenſern" ſprach, habe ich eigentlich meinen Erinnerungen vorgegriffen, und kehre zu jener Zeit zurück, wo Lenau mit den Vorſtudien zu „Savonarola" beſchäftigt, die Freunde zu Hrn. v Herz einlud, um des däniſchen Theologen Dr. Martenſen Abhandlung über den „Fauſt" zu hören. Lenau war mit unſerer kühlen Aufnahme dieſer Schrift wenig zufrieden, wir ſahen in ihr eine Beſtärkung der myſtiſchen Richtung, die der Dichter nun einſchlug. Es muß hier um ſo mehr von der Aufnahme des „Savonarola" in Wien geſprochen werden, weil kein gedrucktes Zeugniß in Oeſterreich, wo des Dichters Werke nicht einmal dem Titel nach in Journalen genannt werden durften, darüber vorliegt. Die Einen freuten ſich der Wendniß im Gemüthe des Dichters; er hatte ſich vom Pantheismus abgewendet, nun ſogar gegen ihn gepredigt; wobei es ihm freilich unwillkührlich paſſirte, daß, während er das Heidenthum unterliegend darſtellen wollte, er es faſt ſieghaft erſcheinen machte. Andere jedoch erſchracken gar ſehr über den Feuerbrand, den der Dichter in die Behauſungen des Prieſterthums warf. Beide Parteien aber bäumten ſich gegen die Zornblitze, die des Dichters weiſt auf den Thron des

Königthums ſchleuderte und gegen die elementariſch gewaltige Rede für die Republik. Während ſo denjenigen, die an des Dichters Chriſtenthume ſich erbauten, die Freude getrübt wurde, ſöhnte ein freilich ungläubiger Theil der Leſer ſich mit ihm wieder aus, der den romantiſch kühnen Dichter des „Fauſt", des „Raubſchütz", wieder zu erkennen glaubte, der gleichſam Buße that für die Unklarheit von Verſen wie folgende im Savonarola:

„Die Sehnſucht, die ſo lange Tage
Nach ihrette hier auf Erden ging,
Sie ward Maria — und empfing."

Diejenigen aber, die von rein künſtleriſchem Standpunkte das Werk betrachteten, konnten ſich mit der Verachtung des ewig klaren, heiteren Hellenismus nicht befreunden, während ſie in den loſe zuſammenhängenden Romanzen durch keine Kunſt der Compoſition entſchädigt wurden. Wie große Schönheiten in einzelnen Theilen, in einzelnen Anſchauungen das Buch auch enthielt, — ſo viele, daß ſie manches ärmeren Poeten Werk erſt zu durchſeelen geeignet wären — doch blieb es hinter den Erwartungen zurück, die man vom Dichter des „Fauſt" hegte. Eine Schrift über Savonarola von Uffo Horn war wenig geeignet die allgemeine Anſicht umzuſtimmen; ſie erzeugte vielmehr eine Mißbilligung, wie ſie ſich in einem Briefe von Caroline Pichler — von deren Beziehung zu Lenau wir ſpäter ſprechen werden — mit folgenden Worten ausdrückt:

„Es liegt meinem Gefühl nach eine unendliche Anmaßung darin, wenn ſo ein junger Menſch, der kaum noch ein Paar Schritte auf der Bahn des öffentlichen Ruhmes gemacht hat, ſich zum Defenſor und gleichſam Protektor

eines Mannes aufwirft, der längſt ſchon einen entſchiedenen, glanzvollen Platz auf jener Bahn eingenommen hat."

Den Freunden des edlen Dichters erſchien damals wichtig und vielleicht für ſeine Gemüthsſtimmung einzig rettend, irgend eine praktiſche Thätigkeit, die ihn gezwungen hätte, der regelmäßig wiederkehrenden Forderung jeden Tages zu genügen. Es hätte ihn wohlthätig abgelenkt von dem ſteten in ſich Verſenken, von der ewig träumeriſchen Arbeit ſeines Geiſtes. Er äußerte einmal: „Beethoven ſei darum ſo gewaltig geworden, weil er nur der einen Gedanken- und Gefühlsrichtung huldigte und immer nur dem Großen ſein Auge zuwandte; wobei ihm ſogar ſeine Taubheit glücklich zu ſtatten kam, indem ſie ihn vom Leben völlig abſchnitt." Der Dichter bedachte nicht in dieſer Anſchauung, wie viel Materielles gerade ein Kompoſiteur zu beſiegen habe, mit wie vielen Dingen, die mit ſeiner Kunſt eigentlich innerlich nicht zuſammenhängen, er es zu thun hat: ein Orcheſter dirigiren, einzelne Künſtler lehren, den ganzen rauſchgoldenen Jammer der Komödiantenwelt durchleben, bis eine Oper zur Darſtellung kommt und dergleichen mehr.

Wir betrachteten es als eine glückliche Ausſicht, da es ſich darum handelte, daß Niembſch die Profeſſur der Aeſthetik an der k. k. Thereſianiſchen Ritterakademie in Wien übernehmen ſollte. Der Plan ſcheiterte: Lenau, ſelbſtbewußt, war nicht zu bewegen, um die Stelle ſchriftlich zu bitten und damals hatte man es nicht in der Uebung, ausgezeichnete Männer als Lehrer zu berufen. Was galten Gelehrte und Künſtler? Wenn ſie gegen den Willen und ohne Unterſtützung des Staates, ſich dennoch Ruhm erwarben, und das Ba-

terland vor aller Welt verklärten, und dieſes ſie — vor die Polizei, wenn ſie es wagten ihre Schriften ohne Cenſurbewilligung drucken zu laſſen. Hr. Nikolaus Niembſch von Strehlenau wurde denn ebenfalls vor die Polizei gefordert, und gefragt, ob er identiſch mit Nikolaus Lenau ſei? Als er dies bejahte und ihm vorgehalten wurde, wie er denn gegen das beſtehende Cenſurgeſetz habe handeln können, berief er ſich auf ſeine ungariſche Heimat, wo kein gleiches Geſetz verbiete, Bücher außerhalb des Landes drucken zu laſſen und forderte vor ſeine Landesrichter geſtellt zu werden. Man begnügte ſich, dies zu Protokoll zu nehmen und Lenau widerfuhr keinerlei Anfechtung weiter.

Die Geiſter in Ungarn regten ſich, die Landtage wurden belebter und poſtulirender. Als ich einmal bemerkte: „Wie wäre es Niembſch, wenn Du Dich in den Landtag wählen ließeſt? Es ließe ſchön, wenn Du neben den Männern Ungarns, z. B. neben Szechenyi * ſtündeſt. Es wäre ein edler Wirkungskreis, in welchem Du Deine ſchwarzen Todgedanken los würdeſt! Deinen Schnurbart müßteſt Du freilich mit Speck ſpitzig zuwichſen!“ Niembſch lachte herzlich über den Einfall, erwiderte aber nach einer Pauſe ganz ernſthaft: „Dazu tauge ich nicht: erſtens bin ich der ungariſchen Sprache nicht ſo mächtig, um Reden halten zu können, zweitens verſtehe ich wenig vom ungariſchen Rechte, und vor erſtens und zweitens: ich paſſe nicht mit meiner Bildung zu meinen Landsleuten, ich rühme mich nicht deſſen

* Im Jahre 1848 wurde Szechenyi in der Irrenanſtalt zu Döbling Lenau's Geneſſe.

als eines Vorzuges, vielmehr möchte ich ſo urwüchſig, ſo feurig und ſo naiv, ſo hußarentapfer und gutherzig ſein, wie ſie."

Ich ſchalte hier eine kurze Bemerkung über Politik, die er nur ſelten berührte, ein, weil ſie als eine prophetiſche ſich genau bewährte:

„Es ſcheint, daß ſich über Oeſterreich ein Verhängniß erfüllt und zwar dadurch, daß wenn die Alten: Metternich, Sedlnitzky u. ſ. w. ſterben, kein Jüngerer ſich finden wird, der ihre Grundſätze fortführen möchte; ſo daß das öffentliche Leben in Oeſterreich in zehn Jahren eine ganz andere Phyſiognomie haben wird."

In dem Gedichte: „An mein Vaterland!" mahnt der Dichter durch keine Anſpielung an Ungarn, wenn auch die Grüße an Alpen und Eichen eben auch nicht auf's Beſtimmteſte das deutſche Land meinen. Seinem Heimatlande, was denn doch unbeſtritten Ungarn iſt, da er daſelbſt geboren wurde und bis zum 18. Lebensjahre verweilte, verdankte der aus ſlaviſch-ſchleſiſchem, urſprünglich Nieme ſich nennenden Stamme entſproſſene Dichter, viele innige, ſeine eigenthümlichſten Anſchauungen. Die meilenweite Pußta auf ihr der Hirt mit den wilden Pferden, die Räuberſchenke, aus welcher das todesmuthige Lied Rokoczy's, des Rebellen klingt, die Zigeuner, der träumeriſche Fiſcher an der Theiß, die vorüberſtürmenden Hußaren, die Werbung bei wilden Geigen, Wein und Sporenklirren, der feurige ſüße Wein von Tokai ſind Geſtalten, Bilder, Klänge, Erinnerungen aus Ungarn. Der faſt mythiſche Dichter Klingsor und der Mythen dichtende Lenau, die beide donauaufwärts nach den

deutſchen Landen fuhren und in Sängerkämpfen ſich Lorbeern erwarben, ſind die wunderbarſten Dichtergeſtalten der Magyaren, wenn auch beide nicht in der ſüßen und kräftigen Sprache der Magyaren geſchrieben haben. Lenau ſelbſt, wie wir ſpäter erzählen werden, nannte ſich einen ſtreng öſterreichiſchen Dichter.

Als Peſt im Jahre 1838 durch eine Ueberſchwemmung ungeheuer gelitten hatte, und Fried. Witthauer ein Album, zu dem die edelſten dichteriſchen Kräfte Oeſterreichs Beiträge lieferten, herausgab, eröffnete Lenau dasſelbe mit einem herrlichen Prologe und theilte mehrere ſeiner ſchönſten Gedichte für ſeine unglücklichen Landsleute in demſelben mit: „Der gute Geſell" — „Die drei Zigeuner" u. ſ. w. Der Prolog ſollte von der Zenſur eine kleine Abänderung erleiden, die ſich der Dichter nicht gefallen laſſen wollte. Er ging zum Zenſurbeamten, und gerieth da, wie er oft und ſelbſt bei unbegreiflich kleinen Anläſſen konnte, in einen Berſerkerzorn. Guſtav Schwab nannte dies in einem Geſpräche, das ich in Stuttgart mit ihm über den unglücklichen Freund führte, die wilde Huſarenlaune in ihm. Der Beamte ſuchte zu beſchwichtigen, bat höflichſt um Mäßigung. In ſolcher Weiſe hatte vielleicht kein öſterreichiſcher Schriftſteller mit einem Herrn aus dem Bureau des Grafen Sedlnitzky geſprochen und die beanſtändete Stelle, an ſich nicht gefährlich, blieb unverletzt. Man wartete im ſilbernen Kaffeehauſe um zu hören, was die „hochlöbliche" Zenſur mit Lenau geſprochen? Er kam ganz zornroth an, die angebotene Pfeife — bei ihm ein bedenkliches Zeichen — wies er ab, und ſetzte ſich, ohne zu grüßen, grollend hin. Als end-

lich Einer fragte: „Nu Niembſch, was iſt's? ſchrie er faſt: „Nichts iſt's! Nichts wird geſtrichen! Man muß ſich von dem G..... nicht auf die Leier ſch..... laſſen!" In demſelben Momente, als ſchäme er ſich ſeines ziniſchen Ausdrucks, fing er herzlich zu lachen an, worauf Alle Chorus machten.

Im Jahre 1837 kehrte ich von Italien zurück. Mich intereſſirte beſonders durch Lenau's „Savonarola" das Kloſter St. Marco in Florenz. Der kühne Dichter des Arnoldo da Breſcia, Nicolini, dem ich Grüße vom ſterbenden Leopardi aus Neapel zu überbringen hatte, war ſo gütig, mich hinzugeleiten. In der Zelle, in welcher der in Flammen aufgegangene Dominikaner, der kühne Vorgänger des Huß, des Hieronymus „und ſo weiter" lebte, hängt ſchwarz eingerahmt ſein Portrait. Ein junger, todtblaſſer, aszetiſch ausſehender Dominikanernovize ſaß davor, um es zu kopiren. Ich benützte den Zufall und fragte den jungen Geiſtlichen, ob gegen eine fromme Gabe für das Kloſter, von ihm eine Kopie für den deutſchen Dichter, der ſo eben die Martirologie des Savonarola gedichtet, zu erhalten wäre? Er verſprach die Kopie, ich weiß nicht, was ihn ſein Wort zu löſen gehindert haben mag. Als ich, zurückgekehrt, Lenau davon erzählte, beklagte er gleich mir, daß ich ihm das Bild nicht gebracht. Wir ſprachen darüber, da fragte Lenau: „Was für ein Geſicht hat denn der Mann gehabt?" — „Ein ſehr häßliches, abſtoßendes faſt." — „Gut, daß ich das nicht gewußt habe, es hätte mich geſtört. Alſo ein garſtiger Kerl der Savonarola?" ſchloß er mit lautem unbändigem Lachen. Das Thema war angeklungen, wir ſprachen über ſeine Dichtung und ich wagte

eine Frage, die mir ſeit Langem eine geiſtige Angelegenheit war. Ich that es zu guter Stunde, denn Lenau war in mittheilſamer Stimmung. Ich fragte ihn, wie er, der vorzugsweiſe lyriſche Dichter, dem ich nicht, wie dem dramatiſchen, objective Geſtalten gelten laſſen dürfe, von der in alle Welt ausgegoſſenen Gottheit zu der geoffenbarten hinübergedrängt worden ſei? Er ſchwieg eine gute Weile, ſeine Augenbrauen zogen ſich zuſammen, an der Stirne trat die bekannte Falte, wie ein Gedankenſtrich hervor, ſeine Augen ſtarrten zur Erde, als ob er geheimnißvolle Zeichen entziffern wollte, und heftig Tabakwolken um ſich verbreitend, ſprach er endlich:

„Ich ritt einmal über die Haide, ſie war ſchneebedeckt, aufflatternde Raben nur waren die ſchwarzen Gedanken der Haide. Ich fühlte mich mit meinem innern warmen Leben ſo allein in der weiten kalten Welt. Es kam mir lächerlich vor, mit dem kleinen Lebensfunken Trotz bieten zu wollen, dem Alles ſtarr machenden Winterozeane. Endlich mußte er doch ſiegen. Ich fühlte mich ſehr einſam in der Welt, und tief traurig — und ſo war ich, mich meinem Pferde überlaſſend, in einen Wald gekommen; jenſeits desſelben in einem Dorfe war ich von Freunden erwartet. Plötzlich ſpielte ein Lichtſchimmer über die ſchneebedeckten Tannenzweige und bald ſah ich mir zur Linken ein Jägerhaus, durch die Fenſter leuchtete es luſtig heraus, mich lockte ein ſeltſamer Zug, ich möchte es nicht Neugierde nennen, das Thun in dem einſamen Jägerhauſe zu belauſchen. Ich ſtieg vom Pferde, band es an einen Baum, und ſchritt leiſe, um die Bewohner nicht zu ſtören, zum Fenſter. Drin brannte ein luſtiger Weihnachtsbaum, glückliche Kinder, halb

fröhlich, halb erſchrocken, ließen ſich von ihren freudig bewegten Aeltern Gaben herabreichen, die an den Zweigen hingen. Ich konnte die Worte nicht hören, die ſie ſprachen, aber ich konnte ſehen, daß Kinder und Aeltern warm und ſelig bewegt ſind, und ich fühlte mit ihnen, und die Thränen hingen als Reifperlen an meinen Wimpern. Ich kehrte zurück zu meinem Pferde, beſtieg es und ritt weiter. Aber es war eine andere Stimmung in mich gekommen. Ich fühlte, daß die Kluft zwiſchen dem Leben des Menſchen und der ihm kalt gegenüber trotzenden Natur eine unausfüllbare ſei, und daß die Creatur eines Mittlers bedürfe, damit ſie nicht verzweifle und untergehe. Die Feier der Weihnacht in dem einſamen Jägerhauſe war ein Leuchten der Erkenntniß für mich, ich fühlte mich nicht mehr einſam; eine heitere, ſelige Stimmung goß ſich, wie die Wellen eines warmen Bades, um meine erſtarrte Seele, und — ſo bin ich Chriſt geworden!“

VI.

Empfindlichkeit gegen Kritik — Dichtervorlesungen — Befangene Kritiker — Uhland — Schwab — Pfizer — Schmid v. Lübeck — Rückert — Freiligrath — Immermann — Eckermann — Alex. v. Württemberg — Lamartine — Praterallee und Zeiselwagen — Backfischen — Tragantene Charaktere — Jungfernleben — Pforte — Hietzing — Ein Dialektdichter — Q. v. Ebert — Grün — Oesterreichischer Dichter.

Wenn auch die Kritik in Oesterreich sich über „Savonarola", über Lenau's Dichtungen überhaupt, nicht vernehmen lassen durfte, so traf den Dichter die gesprochene oder die noch empfindlichere, die — geschwiegene Kritik, gegen die es keine Abwehr gibt, um so tiefer. Er konnte damals merken, wie man den kühnen Dichter des „Faust" im späteren Werke vermisse, wie man überhaupt den Lyriker über den Epiker stelle. Hier muß, um den schmerzlichen Eindruck, den solch' kaltes Entgegenkommen in ihm bewirkte, zu erklären, eines charakteristischen, pathologischen Zuges Lenau's gedacht werden: er war hochmüthig! Es ist dies keine individuelle Erfahrung; Alle die ihn näher kannten, haben sie gemacht. Es äußerte sich diese Stimmung seines Wesens höchst selten, wenn er durch einen noch so bescheidenen Tadel zur Abwehr oft nur einige Worte hinwarf, oder wenn er, im Zorne, zu dem er leicht zu bewegen war, sprach. Er

hatte freundliches, oft überaus herzliches Wohlwollen für Menschen, die, ohne der Literatur anzugehören, ihn lieb hatten, ebenso gegen Alles, was sich ihm künstlerisch unterordnete, oder ihm höchstens ebenbürtig erschien. Übergeordnete Naturen — wenn sie Poeten waren — suchte er oft durch die herbeste Kritik, die ihm meisterhaft in Gedanken und Ausdruck zu Gebote stand, zu besiegen. Oft aber, wenn er merkte, daß man etwas erstaunt seine Urtheile anhöre, strebte er durch eine plötzliche heitere Wendung des Gespräches, das er mit Lachen begleitete, die unangenehme Wirkung zu verwischen. Bei dem stolzen und wahrlich auch berechtigten Selbstbewußtsein, war es doch psychologisch merkwürdig, wie er auf das leiseste Wort des Lobes oder des Tadels im kleinsten Winkelblättchen hinhorchte, wie es ihn Stunden, oft Tage lang heiter oder melancholisch, meist zornig stimmen konnte. Für Huldigungen war er sehr empfindlich. „Die Dichter," sagte er einmal, „sollten wie im Mittelalter die Troubadure, reisen und ihre Gedichte selbst vorlesen. Das ist das Einzige, um was ich den dramatischen Dichter beneiden könnte: er cassirt seinen Beifall gleich in einer 1000-Guldennote ein, ich muß mich langsam und in langen Unterbrechungen mit kleiner Münze auszahlen lassen." Wirklich hatte er die Idee, in größeren deutschen Städten seine Dichtungen vorzulesen.

In Stimmungen, wie die angedeutete mochten wohl die Verse entstanden sein:

„Ein öffner Wald am Straßensaume
Ist dein Gedicht, du mußt's ertragen.
Reibt sich an seinem schönsten Baume
Ein Schwein mit grunzendem Behagen.

Nachfolgendes Gedicht iſt weder in der Geſammtausgabe noch im Nachlaſſe Lenau's enthalten und mag, biographiſch-charakteriſtiſch und derb geiſtreich wie es iſt, hier als eine intereſſante Reliquie ſeinen Platz finden:

Kritiker.

Männer, welche eine Höh' erklommen,
Sind als Richter werth uns und willkommen.
Solchen ſteht es an, ein Wort zu reden
Von des kühnen Wanderers Müh'n und Fehden
Mit Abgründen, Klippen, Eisesſtachen,
Wo die Jäger ſich die Hälſe brechen.
Solche mögen auch mit Recht verſpotten
Sumpfgenoſſen, die vertrunkten Ratten.
Wer mit Gemſen eine Luft getrunken
Athmet nicht behaglich bei den Unken.
Wer zum Abgrund ſchwindellos geſehen
Wird des Bruders kühnen Tritt verſtehen.
Wer den Fels der Meiſterſchaft erklettert,
Ehrt den Mann, der hier nicht ſank zerſchmettert.
Aber alle Andern ſollen ſchweigen
Wenn ſich Männer ihrem Volke zeigen.
Schweigen ſollen ſie und ſollen lernen,
Wie man näher wandeln mag den Sternen.
Scheu mit ſeinem Urtheil ſich verſchleiche
Wer herum noch ſtumpert in der Teiche.
Glaubt ihr denn, ihr lahmen Krüppelwichte,
Daß die Welt nach eurer Weisheit richte?
Ha! ihr wollt als Eilen eure Krücken
Kindiſch meſſend an die Meiſter drücken.
Und indem ihr mit der Krücke ſchaltet
Und den Stecken in die Luft haltet,
Raubt ihr eurer lahmen Wucht die Stütze
Und ihr ſtürzet platſchend in die Pfütze;
Denn der Windhauch, den ihr wollt meſſen,
Hat euch umgeblaſen unterdeſſen.
Und es hinken weiter unſre Richter,
Verwarfe tragend ſchmutzige Geſichter.
Während hier und dort aus irdiſchen Lachen
Ihre Lieder ihnen Waſſer quaken.

Lenau Kritik sprechen zu hören, war höchst interessant. Schade, daß er nur einmal, ich glaube „Ueber Naturpoesie," eine niedergeschrieben hat. Einzelne kritische Aussprüche mögen hier folgen:

„Uhlands Gedichte verdanken ihren ungemeinen Beifall auch einer glücklichen Constellation; übrigens ist es fast unglaublich, wie geschickt Uhland Walthers von der Vogelweide Lieder wiedergiebt. Man muß diese lesen, man glaubt Uhland zu lesen und vice versa."

„Es ist etwas Eigenes mit G. Schwabs Sachen, sie gehen sehr schlecht und ist doch viel Gutes daran, denn er hat etwas Divinatorisches in sich. Schwab arbeitet laut und im Zimmer auf- und abgehend, nein, rennend, stürmend! Daher mag es wohl kommen, daß sein Rhythmus so fest auftritt."

„Es ist schade, sehr schade um den Gustav Pfizer! Er hat seine Frische eingebüßt, seitdem er sich mit Uebersetzungen abgiebt. Das ist eine gar tödtliche Uebung für den Dichter, das Uebersetzen! Natürlich der Gedanke und die Empfindung sind da, und er muß die widerspänstige Sprache nüchtern behandeln lernen, um frei zu sein. Sein Gedicht „Hermes Psychopompos" ist ein gar ausgezeichnetes Gedicht. Ein gutes Gedicht ist genug zum ewigen Leben, z. B. „das Herz" von Schmidt von Lübeck. So ein Gedicht ist auch „Hermes Psychopompos."

Rückert sandte an Lenau für dessen Frühlingsalmanach eine große Anzahl Gedichte und erwähnte in bescheidener

Weiſe. Er müſſe bei ſeinen Produkten durch die Maſſe den Gehalt erſetzen. „Ich habe ſie aber alle aufgenommen, wenn auch manches ſchwache darunter war, weil es ſich anders einem ſolchen Meiſter gegenüber nicht geſchickt hätte.“ Rückerts „Vulkaniſche Sonette“ nannte er überhaupt die beſten Sonette.

Als Freiligrath's Gedichte einmal ſehr gelobt wurden, meinte er: „Ausgeſtopfte, exotiſche Vögel! Prächtige Farben, inwendig kein Leben!“

Von Immermann's „Münchhauſen“ ſagte er: „So ſehr das ganze Buch in Galle getränkt iſt, gibt es doch werthvolle Aufſchlüſſe über das innere Fortleben eines poetiſchen Geiſtes, der ſelbſt in ſolchen Strömen von Galle nicht erſaufen konnte. Das Beſte von Immermann iſt „das Tulifäntchen“, kein deutſcher Schriftſteller iſt ſo ſarkaſtiſch wie er.“

Auf die Bemerkung: daß Eckermann Goethen, im Schlafrocke, im Negligé ſeines Herzens gezeigt und trotz aller Bewunderung für Goethe ihm geſchadet habe; erwiderte Renan:

„Eckermann und Goethe.
Blaſerohr und Flote.“

Eines Tages ſagte er mir: „Du mußt den Alexander von Würtemberg kennen lernen. Wir trinken heute ſtatt beim „Renner“, einen ſchwarzen Kaffee bei dem Poeten im „goldenen Lamme“ in der Leopoldſtadt.“ Ich ſpare mir es auf, von der ritterlichen Erſcheinung, von der poetiſchen Glut des zu früh Hingeſchiedenen, und über die Ent

ſtehung der plaſtiſch ſchönen Ballade: „Ein Ritt durch die Wüſte“, die er eigens für meine „Sonntagsblätter“ ſchrieb, zu ſprechen und erwähne hier nur eines Zornmomentes Renan's, als wir Lamartine's eben erſchienene Poeſien lobten. Mit flammendem Geſichte rief er zu unſerm Schreck: „Solche Gedichte wie dieſer Lamartine ſch..... ich, wenn ich mich auf den L..... ſetze.“ Als wir Beide ſchwiegen brach er plötzlich wie über ſich ſelbſt in ein mächtiges Gelächter aus: „Ich meine es nicht ſo hochmüthig. Der Lamartine kann ſchon etwas machen, aber ich kann es beſſer.“

Als das eben erwähnte Gedicht vom Grafen von Würtemberg „der Ritt durch die Wüſte“ gedruckt war, las er es, und indem er das Blatt weglegte, äußerte er: „Ich liebe es, wenn ein Reiter ſpornſtreichs im Sturme dahin jagt, aber ein ergreifenderer Anblick iſt es, wenn ein Reiter geſenkten Hauptes mit niederhängendem Zügel, verſchränkten Armen, mitten im Raſen der Natur langſam dahintrabt und die Dämonen des Sturmes ſich in ſeinen Locken fangen.“

Dr. Guſtav v. Franck und Alex. Baumann hatten ſich zuſammengethan, um eine Poſſe, die der „Malheur-Scherſchel“ (Georg) hieß, zu dichten! Die Poſſe, im Theater an der Wien aufgeführt, gewährte nur das negative Amuſement, daß ſie vom Publikum ſtatt belacht, ausgelacht wurde. Am folgenden Tage ſagte Renan, als man ihn um ſeine Meinung fragte, von den Verfaſſern: „Wenn man in die Prateraliee des Ruhmes fahren will, muß man ſich nicht auf einen Zeiſelwagen ſetzen.“

Als das „Waldfräulein“ erſchien und Lenau lange dagegen ſprach, rühmte Einer hervor: „Aber durch das Ganze weht ein ſo friſcher Walddunſt.“ — „„O! ja““ ſagte Lenau, „„es duftet wie ein Wald, durch den man eben eine Herde Böcke gejagt hat.““

Gewiſſe Theatergeſtalten in Oeſterreich nannte er „Tragantgummen, aufgelöſt ſind ſie Leim und Zuckerwaſſer.“

„Ich glaube, er wird ſelbſt kein Dichter heißen wollen“ äußerte er von Feuchtersleben, „denn er iſt ja ein geſcheiter Mann, er iſt weiſe, mir wirklich zu weiſe; er ſucht für alle Gegenſätze eine Verſöhnungsformel, er iſt ein Hauptfriedensſtifter! Auch für das Entgegengeſetzteſte weiß er eine Formel zu finden, die es vereint; während der Dichter gerade die Gegenſätze hervornimmt und ausbreitet.“

Porker nannte er „den langweiligſten aller Poeten, der eigene Leſer, d. h. Agenten beſolde, die ſeine Werke aufkaufen müſſen, damit nur bald eine neue Auflage zu Stande komme. Die deutſche Nation läßt ſich nun einmal keinen Homer oktroiren.“

„Tieſer Eichendorf iſt ein höchſt poetiſcher Taugenichts. Er tritt immer mit dem epiſchen Elemente ins Haus, mit dem lyriſchen heraus.“

Von einem oberöſterreichiſchen Dialektdichter, um deſſen bekannte Eitelkeit zu charakteriſiren, ſagte er: „Der nennt ſich den ſechſten Dichter: Nr. 1 Homer, Nr. 2 Shakeſpeare, Nr. 3 Calderon, Nr. 4 Dante, Nr. 5 Goethe, Nr. 6 Ich!“

Will man echte Poeſie ſchöpfen und hören, muß man zu dem kommen." Unter heftigem Lachen ſchloß er: „Ernſthaft mag ich darüber nicht reden, er wird aber ungeheuer überſchätzt."

Als man A. E. Ebert als Dichter mit Wärme rühmte, erwiderte er: „Er iſt nicht mehr, aber ein ſinniges Talent, ein böhmiſcher Edelſtein, den der ſchwäbiſche Dichtergeiſt facettirt hat."

„Bei Grün trifft man alle Sekunden ein Bild, alle Minuten einen Gedanken und Poeſie in allen Ecken."

Die allgemeine Huldigung des bedeutendſten Dichters in Oeſterreich konnte Lenau nicht theilen, und er ſprach dies bei verſchiedenen Anläſſen aus. Als man ein, namentlich wegen einer geiſtreich poetiſchen Bezeichnung Wiens berühmtes Gedicht in ſeiner Gegenwart las und lobte, ſchwieg er lange; endlich ſagte er in Beziehung auf die Stelle:

„In andern Gränzen lebenswarm
Die irren Schritte lenk ich"

„Irrer Schritt! Irrer Schritt! Warum irrer Schritt mit funfzig Jahren? Man muß wiſſen, welchen Schritt man machen ſoll und ihn dann auch machen, wenn man dabei auch Jemandem auf den Fuß treten ſollte! Ueberhaupt ſollte man glauben, dieſer Dichter meine, es ſei in Wien nicht literariſche Lebensluft. Das iſt aber nicht wahr, denn die öſterreichiſchen Dichter ſind in ihren Schöpfungen gar nicht geſtört, man iſt es viel mehr in Stuttgart." Als ihm gegen dieſe Anſicht Einiges eingewendet wurde, man auf die

Zensur hinwies, und wie er selbst nur unter angenommenem Namen, als Ungar sich schützen könne, und wie er nicht eigentlich zu den österreichischen Dichtern zu zählen sei, rief er ganz erregt: „So? So? Ich habe die Mehrzahl meiner Gedichte hier, meinen Savonarola, so wie Grün seinen letzten Ritter ganz hier empfangen und wir sind Beide recht eigentlich österreichische Dichter!“

„Wäre es nicht so viele Blattläuse in der Kritik, es gäbe auch nicht so viele Disteln und Unkraut in der Literatur.“

Die Aeußerungen, die Lenau oft that, hingen übrigens von seiner momentanen Stimmung ab; man konnte oft genau das Entgegengesetzte von ihm hören; scheinbar bis zur Untreue mit sich selbst. Ihn beherrschte wie Elektrisirmaschinen, feuchte oder trockene Luft.

VII.

Autobiogr. — Über das Drama. — Naturwahrheit. — Der Realismus. — Kampf der Arbeit. — Kunst und Natur. — Naturanschauung der Dichter. — Männliches im Weiblichen. — Zur Kritik. — Haß und Liebe.

Nachdem wir Lenau über Andere vernommen haben, ist es gewiß interessant einige Aeußerungen über ihn, von ihm selbst gethan zu hören und einige Aphorismen über Kunst und Leben von ihm folgen zu lassen, wie er sie bei verschiedenen Anlässen ausgesprochen hat:

„Wer die Griechen und Shakespeare genau liest, der muß einsehen, daß er eigentlich gar kein Recht hat ein Drama zu schreiben. Es ließe sich gewiß mit der Ausbildung dieser Kunstform noch Großes leisten, aber es müßte eine neue dramatische Kategorie aufgefunden werden. Ich habe diese Felder sehr aufmerksam durchgegangen und weiß, wo noch Etwas zu leisten ist, wo nicht, nämlich etwas eigenthümlich Bedeutendes. In der Lyrik z. B. da ist Keiner, Keiner, der mir entmuthigend entgegenstünde, wie im Drama. Lyrik und lyrische Epik sind die beiden Gattungen, die sowohl der Zeit am nächsten treten, als in ihnen auch noch die frischesten Lorbeern zu erringen sind." Unter Lachen

ſchloß er. „Man muß ſie freilich zu brechen wiſſen!“ Und nach der, ſtets mit beſonderer Sorgfalt behandelten Geige greifend ſagte er: „Jetzt wollen wir uns Eins aufſtreichen!“

„Da waren die Alten andere Käuze! Die klaſſiſche Tragödie iſt noch ein ehrbares Weib, das auf Zucht und Sitte hält. Unſer modernes Trauerſpiel iſt eine Buhlerin, die ausgehalten werden will.“

„Wo mir kein Stoff vorliegt, da dichte ich am liebſten, da fühle ich mich am bequemſten.“

Er hatte Tinzelſtedt's Aufſatz über erzählende Poeſie in der Augsb. allgm. Ztg. geleſen und aufrichtige Freude über die Anerkennung der „Nibelungen im Frack“, an denen man, wenn ſie auch nicht ſo gefallen wie die vorangegangenen Dichtungen Grüns, dennoch den Meiſter erkenne, ausgeſprochen. Das Lob Zedlitz's fand er ungemeſſen und ſchloß mit der Bemerkung: „Der Aufſatz läßt mir allerdings mein Recht, iſt aber nicht in einem günſtigen Sinne über mich verfaßt. Denn Eines hat der Verfaſſer und zwar ein wichtiges Moment nicht berührt: meine Naturſymbolik, in welcher ich auch meinen Anſpruch machen kann. Seit Speer's „Frühnachtigall“ hat die Naturſymbolik keiner wieder aufgegriffen, bis ich.“

Lenau ließ ſich ſeine „Waldlieder“ vorleſen, um wie er ſich äußerte, ein Urtheil über ihren Klang und Rhythmus zu gewinnen. Nach der Leſung hörte er ſchweigend das Lob über die Lieder an, dann ſagte er: „Ich habe in

ihnen den ſchönen, ſehnſuchtsvollen Ton widerklingen gehört, den ich ſo ſehr liebe und ihn wiederzugeben getrachtet." Als das dritte Lied:

„Durch den Hain mit bangem Stoße"

als das vorzüglichſte hervorgehoben wurde, nahm er die übrigen als gleich bedeutend in Schutz und meinte: „Ja, ja, der Reiz eines Gedichtes läßt ſich nun einmal nicht beſtimmen."

Jemand äußerte, wie es ſeltſam ſei, daß in den „Albigenſern" eigentlich kein Held den Mittelpunkt bilde? „Allerdings hat das Gedicht einen Helden: Den Zweifel."

Vor dem Bette Lenau's dampfte wieder der ſtärkſte Kaffee, er mochte wieder dem Aufwärter zugerufen haben: „Nehmen Sie viermal ſo viel Kaffee für eine Taſſe als für andere Leute!" Es war des Morgens, die Stube in Rauchwolken gehüllt, draußen fiel der Schnee in dichtem Gewimmel. „Schön!" rief er dem Eintretenden entgegen. „Es ſchneit tüchtig, heute brauchen wir keines Ueberfalls gewärtig zu ſein. Das iſt ein Wetter, in dem ſich jeder Hund nach Hauſe trollt!" Hierauf fing er an, als hätte er ſich nur im Sprechen irgend eines wohldurchdachten Vortrages unterbrochen: „Das abgerechnet, was der Menſch durch fremdes Beiſpiel und Lehre ſich erwirkt und was ihm genommen werden kann, bleibt als das Eigene desſelben denn doch nur die Summe ſeiner individuellen Gefühle, Anſchauungen und Gedanken über. Es gelingt nur dem Feinfühlenden, ſeine Gefühle durch Worte mehr als anzudeuten und von denen Anderer bezeichnend kund zu geben und nur der

Denker, der wagt ſich an ein ihn ſelbſtvertretendes Urtheil. Weil aber je klarer wir denken und je wahrer wir fühlen, auch das Beſtreben uns auszudrücken um ſo inniger und tiefer ſein wird, muß auch das Mittel des allgemeinen Gedankenausdruckes um ſo ſorgfältiger gewählt werden, denn man muß zugeben, daß in allen urſprünglichen Gefühlen und Gedanken, ich möchte ſagen, ein Grundſtreben liegt, das nämlich: nicht nur anerkannt zu werden, ſondern ſich Andern gleichſam aufzudrängen, einzuverleiben, ſich in ihnen zu behaupten! Das Wort, das man gebraucht, muß mehr ſein als ein grammatikaliſcher Beſtandtheil einer Sprache, die von Millionen ſinnlos und unverzeihlich verſchleudert wird. Viele handhaben die Schlußformen deutſcher Rede und noch viel mehr füllen unſere poetiſchen Formen aus; aber wie Wenige erreichen das Treffende des Ausdruckes der Unmittelbarkeit. Es ſind in Proſa und Poeſie ſo viele Wendungen und Bilder Gemeingut geworden, daß wir Manches gerne leſen, was eigentlich nur der Gedanke der Form mit ſich bringt. Das kommt wohl daher, daß die Leute meinen, weil wir Alle ſchon von Jugend auf ſchreiben, ſeien wir auch dazu erleſen. Oder, weil der Eine oder der Andere reich an Gefühlen iſt, habe er das Recht Anderen davon vorzulegen, die daran ärmer ſind. Aber was geſchrieben wird, iſt es nicht meiſt Abgeſchriebenes und was geſungen wird, iſt es nicht meiſt Nachgeſungenes? Und wird die Kunſt ſo vermehrt und erhalten? Nein, nein, nein! Wenn Jeder, er handhabe die Feder noch ſo geſchickt, das überlegen wollte, darnach ſtreben würde, ſich darum bemühen möchte, was ihm in Bezug auf ſeine Vollendung fehlt zu erreichen, dann erſt

könnten wir von wahren Künstlern und Dichtern reden. Man mag sagen was man will, Kunst ist auch Arbeit! Und von allen Schöpfungen der Schrift werdenden Seele wird keine sogleich das rechte Wort finden, wenn man die sogenannten genialen Produkte abrechnet, die mehr spuckhaften, rasch auftretenden, und nicht viel langsamer verschwindenden Erscheinungen gleichen als unabweisbaren Gestalten."

„Kunst ist eine befreite Natur."

„Was haben wir, die wir Dichter sind, vor den Andern voraus? Daß wir mit Bewußtsein ihre Dummheiten belächeln und doch Stunden haben, in denen uns das brechende Herz nicht mit dem Verstande durchläuft."

„Das Göttliche in der menschlichen Natur ist die Liebe, als angeborene Fähigkeit zum Glücke."

„Der Mensch ist ein schwer fühlendes Vieh."

„Es gibt eine unbewußte, unerklärliche, willenlose Liebe, aber keinen gründlichen Haß. Das ist das Dämonische am Hasse, daß er die Seele von Allem absondert und sie immer und immer wieder dem Gehaßten gegenüber stellt."

Liebhabereien ganz fremdartiger Art — Ludwig von Meraju — Julius von der Traun — Moriz Hartmann — Eugen Obermayer — F. A. Kraſſt — Dichter der Parallelen — Sokrates und Maſon — J. G. Fletcher — Polniſche Dichter — Mickiewicz — Zarie — Reminiscenzen und Stammbaumverſe — Polen eine Jeanne d'Arc — Militäriſches — Mi[illegible] — Carolina Unger — Gemüth und Muſik — Mondnacht — Abſchiedsbesuch

So herb Lenau's Kritik gegen fertige, bereits anerkannte Dichter und Schriftſteller war, ſo wohlwollend, ja liebreich kam er den Jüngern, deren Streben ihm wohlgefiel, entgegen. Halbe Tage widmete er ihnen oft im Geſpräche, entwickelte ihnen ſeine Gedanken über Kunſt, machte ſie auf das Geheimniß der Form aufmerkſam, auf das, was ſie leſen, was ſie im Leben meiden oder ſuchen ſollten und verhielt ſich in dieſer geiſtig herzlichen Weiſe völlig ſo, wie ein ſchöndenkender Philoſoph des Alterthums, der gerne Jünglinge um ſich verſammelte, um ſie durch Wort und Beiſpiel an ein edles Ziel zu geleiten, oder ſie für ein ſolches vorzubereiten.

Ludwig von Meraju, deſſen geiſtige, formgemeißelte Gedichte im Sturme des Jahres 1848 verhallten, nichts deſtoweniger, wieder hervorgeſucht eine Zierde der

öſterreichiſch-deutſchen Literatur bleiben werden, würde, wenn er noch lebte, dieſe Anſicht gewiß beſtätigen.

Julius von der Traun, den ich bei Lenau einführte, bewahrt noch das Manuſkript ſeiner am deutſchen Volksliede erwachten, ſchönen Lieder, zu deren faſt jedem Lenau eine Bemerkung ſchrieb, eine Aenderung verſchlug, und die beſten an das Morgenblatt in Stuttgart einſendete.

Moriz Hartmann und Eugen Obermayer — deſſen Aufzeichnungen in einem treu geführten Tagebuche wir viele Urtheile und Ausſprüche Lenau's zu verdanken haben — bewahren dem edlen Todten die dankbarſte Erinnerung, die der Erſtere durch die Widmung ſeines romantiſchen Buches „Kelch und Schwert" ausdrückte.

Mit Sorgfalt ſuchte Lenau Obermayern, dem er viele Aufmunterung widmete, vor zu frühem Auftreten zu bewahren. Eintretend einmal bei Lenau begegnete mir ein blonder, ſehr junger Mann, der ihn eben verließ. „Haſt Du Dir Den angeſehen? Der iſt auch von unſerm Handwerk. Folgende ſechs Verſe aus einem ſeiner Gedichte werde ich als ein Motto wählen:

„Es iſt umſonſt, es blüht kein Baum
So ſtolz, als wie ſein Jugendtraum.
Und keiner wird ſo ſaftig grün,
Daß ſich verlohnte ſein Bemühn!
Im tiefſten Mark ein Jeder fühlt,
Wie heimlich ihn ein Wurm durchwühlt."

Obermayer verlebte ſeitdem viele Jahre in Frankreich und Algier, und an den nun wieder in die Heimat Zu-

rückgekehrten wurden wir unlängſt durch Lieder in Prutz's gediegenem „deutſchen Muſeum" angenehm erinnert.

Es gewährt mir eine wehmuthvolle Befriedigung dem Trefflichen, Treuen es nachzurühmen, was ich ihm ſelbſt an Belehrung, Aufmunterung, Förderung ſchuldig geworden bin. Nachdem ich ihm mein epiſch-lyriſches Gedicht: „Criſtoforo Colombo" vorgeleſen hatte, trug er mir zu meiner freudigſten Ueberraſchung an, den Druck deſſelben zu vermitteln; ſeiner Empfehlung verdankte es, daß es nebſt den mir von Hammer-Purgſtall gewidmeten „Duftkörnern" bei dem Verleger des Lenau'ſchen „Frühlingsalmanachs" Fr. Brodhag in Stuttgart gedruckt wurde. Meine „Sonntagsblätter" ſchmückte er mit den originell ſchönen Gedichten: „Die Korybanten" — „Das Dilemma" — „Naturbehagen" — „Der Räuber im Balkon." So ſehr mich all dies äußerlich förderte, ſo gering iſt es gegen die geiſtig herzliche Theilnahme, gegen das liebevolle Aufſchließen ſeiner innern bedeutenden Perſönlichkeit und ich muß es beklagen hier manches auch biographiſch Merkwürdige vorerſt unausgeſprochen zu laſſen, weil es, mit mir ſelbſt in zu nahem Zuſammenhange, den Anſchein haben könnte, als ſeien dieſe Blätter aus ſelbſtiſchen Zwecken und nicht aus pietätvoller Liebe zu einem der bedeutendſten Menſchen, denen ich jemals nahe war, voll geſchrieben worden.

Eine mir eben zugekommene Zuſchrift bietet angenehm Willkommenes; indem ſie das in dieſem Kapitel Ausgeſprochene ausführlich beſtätigt, deſſen ein Zeugniß mehr iſt, und gleichzeitig uns mit einer Reihe von Urtheilen und Anſchauungen Lenau's noch bereichert:

„Lieber Freund!

Ich lese eben in Journalen, daß Sie einige Blätter der Erinnerung unserem unvergeßlichen Freunde Lenau widmen wollen. Ich eile Ihnen dasjenige, was in meinem Gedächtnisse von ihm lebt und theilweise auch in meinem Tagebuche aufgezeichnet ist, mitzutheilen, weil es mir so charakterisirend für Lenau erscheint, daß es erzählt zu werden verdient und Ihnen um so mehr, der mich, den damals völlig Unbekannten, bei dem Genius einführte.

Im Jahre 1840 erhielt ich von meinem damaligen Obersten im 30. Infanterie-Regimente, gegenwärtig Feldmarschall-Lieutenant Malter, einen mehrwöchentlichen Urlaub nach Wien. Ich war damals Feldwebel im obgenannten Regimente und als ich in Wien eintraf, waren Sie es, der mir freundlich die Hand bot und mir manche Liebe erwies; darunter gehört auch, daß Sie mich zu Lenau geführt haben. Ich übergehe meine Empfindungen, die mich bei dem Gedanken beseelten, jenen Mann kennen zu lernen, dessen Dichtungen damals die Bewunderung Deutschlands erweckten. Sie führten also den Feldwebel in seiner militärischen Tracht in die Johannesgasse, in welcher Lenau im ersten Hause wohnte, welches auf der linken Seite steht. Wir traten in ein Hofzimmer, und am Schreibtische, der am Fenster stand, saß Lenau und schrieb. Sie nannten ihm meinen Namen, der ihm eben so fremd war, wie mir der seinige bekannt. Sie führten mich ihm als Musensohn auf, was ihn beim Anblick meiner militärischen Tracht sichtlich befremdete. Sie verließen uns bald und ich blieb mit Lenau allein. „Was für ein Landsmann sind Sie?“ fragte mich Lenau, mir auf

einem Sofa Platz bietend, den er neben mir einnahm. „Ich bin aus Laibach gebürtig," entgegnete ich. „Aus Laibach" begann er verwundert, „so müssen Sie Hilscher kennen, der dort lange lebte. Sind denn in Krain die Musen unter die Soldaten gerathen?" Lachend entgegnete ich: „Vielleicht etliche Soldaten unter die Musen." Der Anknüpfungspunkt des weiteren ungezwungenen Gespräches war gegeben. Hilscher's poetische Arbeiten waren das Thema. Ich kannte damals von diesem trefflichen Poeten nur seine Uebersetzungen der hebräischen Gesänge Byrons, die überall das Merkmal seltener Vollendung an sich trugen. „Hilscher besitzt eine tiefe poetische Ader," begann Lenau, „unser Freund Frankl hat sich ein schönes Verdienst um die deutsche Literatur durch die Herausgabe seines Nachlasses erworben. Ich begreife es, daß er sich vorzugsweise ausländischen Poeten zuwendete, er hatte wohl Rücksichten, seine eigenen Gedanken nicht auszusprechen. Es ist ein trauriger Uebelstand, daß oft Männer von tiefem Gefühl und die fähig sind, demselben das rechte Wort zu leihen, sich außerhalb Sphären bewegen müssen, in denen ihr Geist sich frei ergehen könnte. Ihnen ist es wohl ebenso?" Ich schützte meine Jugend vor, setzte aber hinzu, daß ich mich auch vorzugsweise mit Uebersetzungen befasse. „Warum das? Sie verlieren auf diese Art Ihren eigenen Boden. Aus welcher Sprache übersetzen Sie?" „Aus der polnischen." „Da haben Sie freilich Gelegenheit uns Deutschen manches mitzutheilen, was interessant ist. Die polnischen Dichter haben Seele, ich kann es mir denken, wie die Schwermuth alle Dichtungen dieses Volkes mit einem Schleier überzieht, der uns begierig macht

denſelben zu löſten.“ Ich führte nun einige der berühmteſten Dichter Polens an und charakteriſirte dieſelben, ſo gut es mir meine damalige epiſodiſche Kenntniß der polniſchen Poeten zuließ. „Mickiewicz!“ rief in einer Weile Lenau aus, „blos dieſes Dichters wegen wollte ich, daß ich Polniſch verſtünde. Ich kenne Manches aus den Dichtungen dieſes Mannes, ich habe — leider unzulängliche Ueberſetzungen einzelner Poeſien von ihm geleſen, aber der Genius der Poeſie läßt ſich ſelbſt mit dem Gemmiñmantel einer matten Ueberſetzung nicht ganz verhüllen. Mir war es immer, wenn ich jene Dichtungen las, als ſtünde ich unter einer Trauerweide, die immer und immer Thränen auf mich träufeln ließ. Ueberſetzen Sie ihn nur fleißig, denn nur ein Poet kann den Poeten einer fremden Zunge uns möglichſt nahe bringen. Haben Sie vielleicht etliche Arbeiten mitgebracht?“ „Nein,“ erwiderte ich. „Dann bringen Sie mir bald Etwas mit, ich will auch Ihr Talent kennen lernen.“ Meine Freude über Lenau's zuthuliche Weiſe war ſehr groß; doch wollte ich den Dichter nicht länger ſtören und ſchickte mich an fortzugehen, aber Lenau hielt mich zurück, befragte mich über meine Verhältniſſe, wie es gekommen, daß ich Soldat geworden: ſein Antheil an meinem Bericht war der eines Freundes und erſt nach einem langen Geſpräche ließ er mich fort.

Nach etwa acht Tagen beſuchte ich Lenau zum andern Male, diesmal brachte ich von Mickiewicz das Gedicht „Farys“ oder „der Ritt durch die Wüſte“, und einige Original-gedichte mit, die nunmehr in meinem Romanzenkranze „Von einer verſchollenen Königsſtadt“ eingeſchaltet ſind. Ich

debutirte mit „Farys.“ Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit horchte Lenau zu; das tönende Gedicht gehört zu den schönsten, die je in einer Sprache gedichtet worden. Als ich geendet hatte, lagerte sichtliches Wohlgefallen auf den Gesichtszügen Lenau's. Lange noch verharrte er schweigend und nahm zuletzt mir das Manuskript aus der Hand. Nachdem er Einzelnes stille vor sich hin gelesen hatte, begann er: „Sind Sie schon lange in Polen?“ „Ueber drei Jahre liegt das Regiment, in welchem ich diene in Krakau.“ „Der Einfluß der slavischen Sprache ist auf Ihr Deutsch sichtlich, es verräth sich in einzelnen Wendungen, die im Vorlesen nicht stören, aber beim Selbstlesen auffallen.“ „Ich wollte mich strenge an's Original halten.“ „Das sehe ich,“ fuhr Lenau fort, „das thut auch Nichts zur Sache, die Uebersetzung ist doch aus einem Gusse und der poetische Hauch ist trotz aller Treue unversehrt geblieben; die kleinen Mängel werden sich beseitigen lassen, wenn Sie das Gedicht einige Wochen liegen lassen und dann nochmal durchsehen. Das Gedicht selbst ist ein Meisterstück und behandelt einen nicht verbrauchten Stoff mit hinreißender Gewalt. Das polnische Volk ist auch so ein Reiter durch die Wüste, das allen möglichen Drangsalen begegnet, aber den Kampf mit dem Samum hat es nicht bestanden. Der Schluß des Gedichtes überrascht mich fast, weil ich ihn bei Mickiewicz nicht so vermuthet hätte; das verleiht dem Gedichte den hohen Werth, daß er sich strenge an die Sache hielt, und selbst da wo er in seine patriotische Schwärmerei verfallen konnte, das rein menschliche und nicht das nationale Element bewahrt hat. Uebersetzen Sie nur fleißig den

Mickiewicz und auch die andern polniſchen Poeten, da gibt es eine reiche Ausbeute; Sie werden ſich viel Dank damit erwerben. Nun zeigen Sie mir aber Ihre eigenen Arbeiten." Ich las drei oder vier Gedichte vor, die in der „verſchollenen Königsſtadt" vorkommen. Ebenſo aufmerkſam verharrte Lenau. Als ich vollendete, rief er: „Brav!", drückte mir herzlich die Hand und küßte mich.

Er fragte mich hierauf, wo ich den meiſten Impuls zur Poeſie erhalten habe? Ich entgegnete ihm, in meiner Heimat, wo ich Grün's „letzten Ritter" geleſen und dieſen herrlichen Dichter kennen gelernt habe. „Da muß Ihnen ſonderbar zu Muthe geweſen ſein, wenn Sie nach den vorgeſchriebenen Leſeſtücken dieſe Gedichte laſen. War es Ihnen nach dem erſten Leſen nicht ſo, als ob ſie berauſcht geweſen wären? Das perlt bei Grün wie in einem Champagnerglaſe und raucht nie aus."

Ablenkend kam er wieder auf Polen. „Krakau iſt wohl ein poetiſcher Ort, ich ſehe es an Ihren Arbeiten; alle Erinnerungen der entſchwundenen Größe eines Volkes leben da noch in den herrlichen Denkmälern und Geſchichten die dem Poeten Feuer in die Adern gießen. Polen iſt eine Jungfrau von Orleans, deren Gefühle die Poeten in Reime bringen müſſen, ſie mögen wollen, oder nicht. Wie ſie ſelbſt auch kriegeriſch iſt, überall blickt das Weib der Heldin vor, und wo ihre Geſänge von Schwertergeklirr begleitet ſind, überall fallen die Lorbeerblätter eines Kranzes mit, den es nicht ganz haben konnte, deſſen Blätter ihr aber nicht einmal der Wind verwehen wird."

Ich ſprach noch mit ihm über die Ungunſt meiner Ver-

hältniſſe, wie es ſchwer ſei in einem fremden Lande ohne Theilnahme, zu ſchaffen. „Machen Sie ſich Nichts daraus, junger Mavors! die Fortuna müſſen Sie beim Schopf packen, meines Wiſſens trägt ſie keine Perücke. Wenn ſie Ihnen auch ausreißt, ſie läßt Ihnen doch einen Büſchel Haare in der Hand.“ Ich erzählte ihm hierauf, daß ich einem Vorgeſetzten gelobt mußte, nicht mehr zu dichten und daß man beim Militärſtande als Poet leicht Gefahr laufe, ein Narr geſcholten zu werden, da lachte er helllaut auf. „Iſt's möglich, gelobt mußten Sie nicht mehr zu dichten? Ich ließe den Vorgeſetzten gelobt nicht mehr zu exerziren. Ueberhaupt aus Narren müſſen Sie ſich Nichts machen; die Leute ſagen das, weil ſie ſelbſt ſolche Narren nicht ſein können, ein Dummkopf kann gar nie ein Narr ſein. Sagen Sie das Jedem, der Sie ſchilt. Grüßen Sie Frankl von mir, und ſagen Sie ihm, er ſolle bei den Regimentern Umfrage halten, ob nicht eine poetiſche Seele zu erlangen? Frankl iſt ein Armenvater der Poeten. Die Muſen werden ihm ſeine guten Werke lohnen. Laſſen Sie ſich nur kein Albumblatt von ihm geben, er hat mir einmal vertraut, er ſchreibe Vines, das er ſchon dazu präparirt hat, Hunderten. Ich weiß die Verſe auswendig, ſo oft ſind ſie mir ſchon vorgekommen.“ Er zitirte ſie hierauf. Sie werden ſie, wenn ich ſie hier irrig anführe, gefälligſt verbeſſern:

„Ohne Schwert und ohne Wappen
Steh ich in der Menſchen Bund,
Worte nur ſind meine Knappen,
Herold iſt mein eigner Mund.
Die Ideen — Fahnenlappen —
Geben manchen Strauß ſchon kund

Und den Eisenbandschuh: Zweifel
Werf ich — hin und dem I — !

Als ich mich entfernen wollte, lud er mich ein Abends ihn zu besuchen, er wolle mich einer Dame aufführen; ich sagte zu. Abends fand ich mich zur festgesetzten Stunde ein und Lenau führte mich zu Caroline Unger. Lenau war von der höchsten Heiterkeit beseelt. Die Künstlerin selbst entwickelte seltene Anmuth. Er hatte ihr schon vorher sagen lassen, er werde sie heute mit Krieg überziehen. Er führte mich auf. Ich war verlegen, denn meine Feldwebeltracht paßte schlecht zum eleganten Salon der großen dramatischen Sängerin. Als wir eintraten, war nur noch eine Dame zugegen, die ich nicht kannte. Lenau stellte mich der Künstlerin vor und sprach Folgendes: „Man sagt Kleider machen Leute, ich kehre heute den Satz um, da haben Sie einen Menschen, dessen Unglück sein Glück ist." Ich las auch hier jene Dichtungen vor, die ich früh ihm vorgelesen hatte, und die er auch bei meinem Scheiden mich mitbringen hieß. Es wurde auch viel über Musik und Poesie gesprochen. Betreff der ersteren zitirte er Heine. „Ich verstehe die Gemälde des Mittelalters, welche Apoll die Violine spielend vorstellen. Auch auf unsern Heiligenbildern spielen die Engel oft die Geige. Mit meiner Geige spiele ich mir den Trübsinn weg und lasse die Gedanken in meinem Schädel antichambriren."

Als ich ihn von der Unger ziemlich spät Abends heim geleitete, war es eine herrliche Mondnacht. Plötzlich blieb er auf dem Mehlmarkte stehn: „Es ist gut, daß nach dem Untergange der Sonne der Mond aufgeht. Ich liebe nächtliches Dunkel, aber nicht die dunkle Nacht. Dieser Mond am

Himmel iſt wie eine Sonnenblume, der ſich das Auge, mag es wollen oder nicht, zuwenden muß."

Ich will nun noch meines letzten Beſuches bei Lenau gedenken, der mir durch einen Nebenumſtand unvergeßlich bleiben wird. Ich habe Ihnen, lieber Freund! davon bereits im Jahre 1846 geſchrieben, und Sie druckten ein darauf bezügliches Gedicht auch in den „Sonntagsblättern" ab. Es war am 29. Mai 1840. Morgens zwiſchen 10 und 11 Uhr erſchien ich bei Lenau. Er ſaß am Schreibtiſche und ſchrieb. Kaum daß er mich begrüßte als ich eintrat, ſo ſehr war er in Schreiben vertieft. Ich ſtellte mich ihm gegenüber auf. Ich trug meine Militärtracht, der Säbel mit dem ſchimmernden Griffe hing am Ueberſchwungriemen an meiner linken Seite. Nach einigen Sekunden lächelte er mich freundlich an und bot mir ſchweigend ein nett geſchriebenes Manuſkript, das auf dem Tiſche lag. Es waren die „Albigenſer", die nun zum Drucke bereit lagen. Ich las im Gedichte, etliche Minuten vergingen, dann erhob ſich Lenau, wie aus einem Traume erwachend. „Ah, mein junger Held," begann er, „es freut mich Sie zu ſehen." Ich entſchuldigte mich, daß ich ihn geſtört, aber ehe ich zum Regimente abrücke, da mein Urlaub zu Ende ſei, wolle ich noch von ihm Abſchied nehmen. — „Sie haben mich nicht geſtört, junger Freund! ich ſchrieb eben am Predremus zu meinen „Albigenſern" und als Sie eintraten brachten Sie mir einen Gedanken. Ich getraute mich nicht zu fragen; auch hatte ich Eile, denn Abends ſollte ich fortreiſen und hatte den Tag über noch zu thun. Ich rückte alſo gleich mit meinem Anliegen heraus, und bat ihn mir ein Erinne-

rungsblatt zum Andenken mitzugeben. „Herzlich gern," entgegnete Lenau, „ich ſchreibe Ihnen gleich das nieder, was mir Ihre Mordwaffe eingegeben," und dabei faßte er den Griff meines Säbels, den er herauszog und ſeine Schärfe prüfte, dann ging er zum Schreibtiſche und ſchrieb auf mein ihm dargereichtes Stammbuchblatt folgende Zeilen:

„Waffen braucht die Welt, kein Liebeslächeln
Kann das Elend ihr von dannen fächeln.

Prodromus zu den „Albigenſern"

Lenau.

Zur freundlichen Erinnerung an die gute Stunde unſeres Zuſammenſeins. Den 19. Mai 1840 Vormittags."

Ich beſitze dieſes Blatt noch und halte es hoch in Ehren, es iſt mir ein koſtbares Erinnerungszeichen an den unglücklichen, zu früh verblichenen Dichter. Der eigenthümliche Umſtand aber, daß ſich der blendende Griff meines Säbels ſo glücklich zu ſeinem Gedankengange fügte, hat für mich, wie leicht erklärlich, ein beſonderes Intereſſe, das durch den Beſitz des denkwürdigen Blattes immer wach erhalten wird."

IX.

Frauen — Enthaltsamkeit — Görg — Natural sibi — Indiskretion — Keuschheit — Ueber Frauenumgang — Meidende Damen — Albigenser als Gebetbuch — Frauen und Dichter — Mickiewicz's Ideenflug — Die Gesellschaft — Bekränzte Ochsen — Karoline Pichler — Pauernfeld — Ueber das Theater — Neue Krankheit — Hellcher — Briefe über Venus

Ueber Frauen sprach der intensiv feurige, phantasievolle Dichter nur selten. Sein Ausdruck, so kühn und sinnlich oft in seinen Dichtungen, war ein stets keuscher im Leben und zur Geschichte seiner Krankheit nicht ohne Interesse, ist eine Aeußerung von ihm: „Ich habe von meiner Reise nach Amerika, bis zur Rückkehr nach Europa kein Weib geküßt." Die Abtheilung „Görg" im „Faust" ist in ihren Grundzügen ein Erlebniß. Er duldete aber auch nicht, daß Andere sich einen zinischen Ausdruck in seiner Gegenwart erlaubten. Ich war Zeuge einer Scene, wo er einem in der Gesellschaft hoch gestellten Manne mit den Worten: „Das ist sehr ordinär!" den Rücken kehrte, und der darüber etwas verlegenen Umgebung zurief: „Habeat sibi!" Es war dies eine Eigenthümlichkeit, die von den ungarischen Schulen wohl herrührte, daß er sich mit Vorliebe lateinischer Redensarten bediente

Als ein junger Mann, mit dem er herzlich befreundet war, der ihm seine Lieder an eine Dame vorgelesen hatte, ihm diese auf einem Balle zeigte, äußerte er streng: „Auch das ist schon Indiskrezion!“

„Die Keuschheit,“ hörte ich ihn einmal sagen, „ist am Todestage der Unschuld zur Welt gekommen.“

„Man empfiehlt jungen Leuten den Umgang mit Frauen. Der Umgang mit Frauen heißt es, macht klug. Ich wüßte das nicht zu sagen, im Gegentheil im Umgange mit Frauen macht man erst recht tolle Streiche, aber mit der Zeit fühlt man den Drang klug zu werden.“

Das folgende Gedicht ist vom Dichter in die Sammlung seiner Gedichte nicht aufgenommen worden, und dem Herausgeber des Nachlasses wahrscheinlich unbekannt geblieben, verdient aber wegen seiner der Richtung des Dichters sonst fremden Weise, die ihn doch wieder in seinen Eigenthümlichkeiten erkennen läßt, aufbewahrt zu werden:

An die medisirenden Damen.

Sproßt ihr wie des Frühlings junge Triebe,
Athmt die Wange seiner Rosen Glut,
Soll das Herz auch athmen seine Liebe,
Wie das Herz des Frühlings mild und gut
Medisirt das Blümlein auf der Wiese,
Seinem unverlornen Paradiese?
Thun's im Wald die jungen, grünen Blätter,
Wenn sie beim Gedröhn der Frühlingswetter
Wonnig rauschen und zusammen schauern?
Seht und lauscht und lernet Euch bedauern!
Liebe singt der Vogel von den Zweigen
Und im freyen Jugendreigen

Rauben liebestrunken. Maienlüfte
Aufgeblühten Blumen ihre Düfte;
Aber keinen guten Namen.
Medisirt nicht junge Damen!

Saß ich einſt in einem Mädchenkreiſe.
Da begann in ihrem Rittenkranze
Erſt geheim zu ziſchen, klug und leiſe.
Doch bald laut die Schlange: Mediſance.
Und ſie rümpften ihre feine Naſe.
Ekel zuckte mancher Roſenmund.
Weil ein Name, wacker und geſund
Von dem Biß der Schlange ward zum Aaſe
Iſt der Name krank, ſo laßt den Kranken
Ungeneckt an euch vorüberwanken.
Wollt ihr lindern nicht die Namenswunde
Mit des Frauenmitleids weichem Oele.
Laßt ihn zieh'n; doch nicht in eure Runde
Reißt ihn als in eine Räuberhöhle! —
Wandelt ihr im Herbſte eurer Tage.
Iſt in jedem Mienenzug zu leſen
Des Verwelkens untroſtbare Klage.
Daß ihr nimmer ſeid, was ihr geweſen.
Dann, ihr Damen, lernt vom Herbſt die Wehmuth.
Lernet die gedankenvolle Demuth.
Nehmet mit Bedacht
Euer Grab in Acht.
Statt in And'rer Fehler ſchnöd zu kramen;
Medisirt nicht, alte Damen!

Flieht ein ſchuldlos Vöglein unbewußt
Ueber Guaco-Upas gift'gen See.
Stürzt es ſchnell, die liedervolle Bruſt
Iſt verſtummt in bittrem Todesweh.
In dem Brodem eurer Keſſel, Kannen
Flutet Guaco Upas: Thee, Kaffee.
Und es zog kein Name heil von dannen
Deſſen Zung verirrt an dieſem See.
Klang der arme Flatterer auch
Erſt im heimatlichen Strauch.

Wie das Lied des Vogels rein und gut
Stürzt er todt in eure braune Fluth.
Aber, gilt es auch nicht gleich den Namen,
Noch vor Einem hütet Euch, ihr Damen:
Fliehet auch vor dem ſpöttiſchen Belächeln,
Dieſem Schleicher, weichbeſoldetem Diebe,
Dieſem Vampyr, der mit leiſem Fächeln
Lullt in Schlaf die Achtung und die Liebe;
Wenn ſie einnickt, aus den Adern ihr
Saugt das Herzblut mit verſtohlner Gier

Es machte ihm große Freude und er erzählte es mit ſtolzem Selbſtbewußtſein, daß, wie ihm Reinbeck ſchrieb: „ſeine Albigenſer bereits den Weg ins Volk gefunden haben und ſich proteſtantiſche Damen derſelben als Gebetbuch bedienen."

„Die Frauen ſollten die Dichter mehr lieben, denn abgeſehen, daß ſie ihnen ſo Süßes, Schmeichelhaftes zu ſagen und nachzuerzählen wiſſen; haben ſie, die Dichter nämlich, eine mehr als ſchweſterliche Verwandtſchaft zu den Frauen, denn jeder echte Dichter hat viel Weibliches in ſeinem Weſen. Er könnte nicht zeugen, wenn er nicht auch empfangen könnte. Es iſt ein beneidenswerther Moment, als in einer Damengeſellſchaft, in der ſich auch Mickiewicz befand und ſeine Theetaſſe zu Boden fallen ließ, die Damen haſtig hinzuſtürzten und die Scherben ſammelten als ein Andenken."

Wir hörten bereits, wie Lenau kein Freund deſſen war, was man in unſerer Geſellſchaft Geſelligkeit nennt. „Da iſt ein Reden um nichts," äußerte er einmal; „ein ganzer Menſch bringt einige Goldklumpen von Gedanken mit, es iſt aber Niemand da, der ſie für gangbare, bonette Ge-

ſprächsmünze wechſeln könnte. Man kommt um ſich zu zerſtreuen, die Meiſten aber waren gar nie geſammelt, und man geht müd und verdrießlich fort. Iſt man ein Poet und gar einer, der ſich einigen Ruhm erworben hat, ſo wird man wie ein bekränzter Ochſe betrachtet, und wo Kränze ſind, meinen beſonders die Weiber ein Recht zu haben, mit ihren Händen dreinzugreifen."

Bei ſolcher Anſicht über die Geſellſchaft war es begreiflich, daß er ſie nicht ſuchte, ſie vielmehr mied. Er brachte regelmäßig, wenn er aus Schwaben kam, einen Brief Reinbeks an die, dieſem befreundete Caroline Pichler mit; jedesmal ſchickte Lenau den Brief durch einen Diener an ſie, während doch in jedem davon geſchrieben wurde, wie der Ueberbringer die Güte haben werde, die Mittheilungen mündlich zu ergänzen. Die würdige Matrone, die einſt einen geſelligen Mittelpunkt für die ſchöngeiſtige und wiſſenſchaftliche Welt Wiens bildete und in ihren letzten Lebensjahren von der jüngeren Literatur faſt völlig unbeachtet blieb, empfand ſolche Vernachläſſigung ſehr bitter, um ſo mehr, als ſie eine hohe Meinung von dem Dichter hatte, und ſeinen Produkten die größte und ununterbrochene Aufmerkſamkeit ſchenkte. „Bringen Sie mir doch einmal" ſagte ſie zu mir, „den Herrn von Niembſch und den Herrn von Bauernfeld, den ich als ſeine Landsmännin ebenfalls nicht kenne, zu Tiſche; ſie ſollen ganz ungenirt ſein, ich weiß, die Herren lieben das. Ich will ihnen auch zum ſchwarzen Kaffee ihre langen Pfeifen aus dem ſilbernen Kaffeehauſe holen laſſen, dann können ſie gleich fort und brauchen mir auch keine Viſite reconnaiſſante zu machen."

Ich richtete den Freunden wörtlich und lachend die Einladung aus, und bald darauf aßen wir zuſammen bei der Pichler. Lenau redete faſt kein Wort, Bauernfeld in ſeiner geiſtreich derben Weiſe und witzigen Heiterkeit ließ die Wortkargheit Lenau's nicht zur Verlegenheit werden. Nach Tiſche beim ſchwarzen Kaffee, aus einer langen Pfeife hölliſche Rauchwolken an die feinen weißen Fenſtervorhänge blaſend, fing Lenau, als ob ſich eine Gedankenſchleuße aufgethan hätte, zu reden an, und gleichſam als ſummariſche Antwort auf alle Bemerkungen übers Theater, das Bauernfeld als Thema zu ſeinen Tiſchreden gewählt hatte, äußerte er: „In fünfzig Jahren gibt es kein Theater mehr. Das iſt nur für jugendliche noch mit großer Phantaſie begabte Völker ein Gottesdienſt, für politiſch entwickelte eine Nationalaufgabe, für blaſirte, wie es die Franzoſen und Italiener ſind, eine Beluſtigung. Der deutſche Geiſt denkt viel zu viel, als daß er am Handeln ſich erfreuen könnte. Wenn auch Leſſing, Goethe, Schiller, Dramen geſchrieben haben, deren einige unſterblich ſein werden, ſo ſind das glänzende Ausnahmen und es wäre beſſer geweſen, Goethe hätte den Wilhelm Tell, wie er wollte epiſch niedergeſchrieben und nicht Schillern überlaſſen, der die Bauern wie äſthetiſch-gebildete Herren reden läßt. Uebrigens kann ich mir eher ein ungariſches als ein deutſches Drama denken. Da ſind noch in Geſchichte wie in der Gegenwart ſelbſtbeinige Geſtalten, Urkerle, wild, gut und doch das Blut nicht zu vergießen ſcheu, wenn es im Herzen eines Feindes fließt. Ja, wenn man Journalartikel und gelehrte Abhandlungen als Monologe, einen umgeſtürzten Salon-Theekeſſel als Motiv wäh-

len könnte, da gäbe es freilich noch Dramen genug, wie deren der ſelige Herr von Kotzebue geſchrieben hat. Die deutſche Nation hat vorerſt eine andere Aufgabe, dieſe aber darf man ihr nicht von der Bühne herab predigen, man kann es höchſtens, und ſehr leiſe nur in Büchern. Eine Bühne aber, die das Höchſte nicht darſtellen und ſagen darf, iſt eine Komödiantenbude, da ſehe ich viel lieber dem redlichen Wurſtel im Prater zu, wie er den armen Juden todtſchlägt, der hat doch eine groſſe Intention, eine wenn auch niederträchtige Leidenſchaft zum Morden."

Der Leſer weiß, wie Lenau ſelbſt mit der Idee umging Dramen zu ſchreiben, wir haben ſeine Aeußerung in den vorangehenden Blättern darüber vernommen, und ſei das eben Mitgetheilte ein Beleg mehr für die ausgeſprochene Anſicht, daß man von Lenau oft die widerſprechendſten Behauptungen über einen und denſelben Gegenſtand hören konnte; ſie waren Kinder ſeiner momentanen Stimmung, und ſomit wenigſtens ſubjektiv wahr.

Als er ſeine, von uns mit lächelndem Befremden angehörte, ſeltſame mit etwas zerhackten Gedanken angefüllte Vernichtungsrede des deutſchen Theaters geendet hatte, ſtand er auf, legte die Pfeife hin und wir empfahlen uns der würdigen Hausfrau, die Alles aufbot, um ihre Gäſte zu erfreuen und nicht die Freude hatte, ſie jemals wieder zu ſehen. Sie mochte doch trotz der voraus ertheilten Abſolution auf eine Viſite reconnaiſſante gerechnet haben. „Die Artigkeit hat neue Geſetze bekommen, oder vielmehr die Unart hat alle der Geſellſchaft ſchuldigen Geſetze abgeſchafft. Es ſcheint eine eigene Krankheit ſich der Geiſter bemächtigt zu

haben, ich möchte ſie die Salonſchen nennen," äußerte ſie einmal ſpäter und es ſchien mir in Beziehung, zu der denn doch erwarteten Viſite reconnaiſſante. In ihren Memoiren widmet ſie dieſem, nach ihrer Anſicht pathologiſchen Zuſtande eine längere Schilderung, nicht ohne prophilaktiſche und therapeutiſche Bemerkungen.

Es war aber mehr als gekränkter Anſtandsſinn, was die treffliche Frau ſchmerzte, ſie betrachtete das Nichtwiederkommen Lenau's als einen geiſtigen Verluſt, als eine Entbehrung, und zu ihrer eigenen Charakteriſtik mögen einige Brieffragmente hier folgen, die ſie über Lenau und ſeine Werke an mich richtete; ſie beweiſen ebenſo ſehr die fortgeſetzte Theilnahme wie am Menſchen ſo auch am Dichter. Zugleich werden dieſe Aeußerungen die Stimmung und Anſchauung, die über Lenau in manchen Kreiſen Wiens herrſchten, darthun:

„Warum ſtürmt es denn gar ſo feindſelig in des Dichters Bruſt, deſſen milde edle Züge und einfach würdiges Betragen uns ganz etwas anders erwarten laſſen? Wenn meine frommen und wahrhaft gut gemeinten Wünſche etwas vermöchten, ſo möchte ich dieſem edlen, reichbegabten Gemüthe Frieden und Einigkeit mit ſich ſelbſt wünſchen."

„Für Hilſcher's Gedichte ſage ich Ihnen meinen lebhafteſten Dank. Wenn ich bei irgend einem unſerer neueren Dichter die düſtere Stimmung, die troſtloſe Färbung, welche alle ſeine Produktionen an ſich tragen, an ihrem Platze finde, ſo iſt es bei dieſem Manne, deſſen ſo hervorragender Geiſt ſich in ſo unverhältnißmäßiger Beſchränkung be-

wegen mußte. Der Ueberſetzer Byron's — und welche Ueberſetzung iſt dies! der Vertraute mit allen Leiſtungen faſt aller europäiſchen Literaturen ein gemeiner Soldat! Wie viel mehr Grund hat dieſer arme Hilſcher zu ſeinen Klagen als Lenau! Doch Beiden fehlt, wie ich glaube, und was allein ſie beruhigen und über ihr Geſchick hätte erheben können — wahre Religioſität. Verzeihen Sie immerhin einer Matrone, die, wie Lenau ſo ſchön ſagt:

„den Morgenreif der Ewigkeit"

im Haare hat, dieſe Bemerkung, welche ich in meinem langen Leben an Andern und an mir vielfältig zu machen Gelegenheit hatte."

„Möchte Lenau, der herrliche Dichter, doch auch einmal den jungen kräftigen Hauch der Poeſie empfinden und von ihm zu lebensfrohen, ſtrebemuthigen Dichtungen aufgeregt werden. Mein Gott! die Welt iſt ja ſchön und das Leben iſt ja doch kein immerwährender Kreuzgang, wenn man ſie nicht durch Laune, oder ungemeſſene Wünſche dazu macht. In dem „Schmetterling" auf dem Ozeane hat ſich, wie mich dünkt, des Dichters eigenes Gefühl ausgeſprochen, wie er ſo von raſtloſer Sehnſucht und unbeſtimmtem Verlangen nach etwas Neuem, Anderem ergriffen, der neuen Welt zuſteuerte. Was hat er nun mit dieſem wirren Treiben gewonnen? O es iſt gewiß kein ſchönerer Wunſch, den ein Erdenpilger dem andern zurufen kann, als der Gruß des Heilands: „Der Friede ſei mit Dir!"

X.

Epische Trilogie — Johannes Zizka — Don Juan — Auffassung — Lenau's Privatvergnügen —

Wir nehmen den lose gehaltenen und fallen gelassenen Faden über die Produktionen des Dichters wieder auf.

Nach dem „Savonarola" ging Lenau mit dem Gedanken einer epischen Trilogie um, deren Helden Huß, Zizka, Hutten sein sollten. Er ließ sich von mir wiederholt im silbernen Kaffeehause historische und sagenhafte Züge aus dem Leben Zizka's erzählen und Landschaften aus meinem Geburtslande schildern. Ein Resultat seiner fleißig begonnenen Studien sind seine Bilder aus dem Hussitenkriege unter dem Titel, „Johannes Zizka." Der Gedanke, die französische Revolution als Stoff eines epischen Gedichtes zu wählen, beschäftigte ihn fast gleichzeitig. Die Motive, die ihn von diesen Stoffen abwendeten, sind mir nicht erinnerlich. Er schrieb die „Albigenser," von denen bereits gesprochen wurde. Während die lyrischen Dichtungen Lenau's volle Aner-

kennung fanden und berühmt wurden, mußten die epiſchen, in denen auf jedem Blatte der Ernſt eines tiefen Denkers und der Hauch der Poeſie weht, doch wegen Mangel künſtleriſcher Kompoſition und plaſtiſcher Geſtalten, ſich mit getheiltem Beifalle begnügen. Der Dichter wurde nun praktiſch belehrt, wie dieſer Umſtand und die in den neueren Werken waltende Weltanſchauung den Erfolg ſeines „Fauſt“ nicht zulaſſe. Die Wahl des Don Juan di Tenorio als Helden eines Gedichtes, in der Form des „Fauſt“ war ſomit eine pſychologiſch begründete Rückkehr zu früherer Anſchauung und Formgebung. Er wollte zeigen, wie er noch der Alte ſei, wenn er es eben ſein wollte. Er theilte den Plan mit, und als er aufmerkſam gemacht wurde, daß er ſich nur erhöhteren Erfolg ſichern würde, wenn er ſeine Kraft an einem neuen, noch von keinem Dichter vor ihm bearbeiteten Stoffe verwenden würde, antwortete er: „Mir hat beim Fauſt die große Dichtung Goethe's nicht geſchadet, es wird mir die Byron's beim Don Juan auch keinen Eintrag thun. Jeder Dichter iſt wie jeder Menſch ein eigenthümliches Ich. Mein Don Juan darf kein Weibern ewig nachjagender heißblütiger Menſch ſein. Es iſt die Sehnſucht in ihm, ein Weib zu finden, welches ihm das inkarnirte Weibthum iſt und ihn alle Weiber der Erde, die er denn doch nicht als Individuen beſitzen kann, in der Einen genießen macht. Weil er dieſes, taumelnd von der Einen zur Andern nicht findet, ſo ergreift ihn endlich der Ekel, und der iſt der Teufel der ihn holt. Uebrigens betrachte ich dieſe Arbeit blos als Privatſpaß, als eine hohe Herrenmarotte, und denke ſie gar nie drucken zu laſſen.“

Nach dieſer Erklärung las er die Szene aus dem Gedichte vor, in der Don Juan, von zwölf koſtbar gekleideten Pagen zu Pferde begleitet an eine Kloſterpforte pocht, und um Nachtherberge bittet

XI.

Liebe — Sonette an Emma — Heirat — Briefwechsel mit Emma — Verlobung — Briefe — Gesellschaftliches Verkehr —

Den phantasievollen, tief und stark fühlenden Dichter überkam wieder die Liebe, gegen deren Gewalt er sich durch frühere schmerzliche Erlebnisse gewappnet glaubte. Nicht sieghaft plötzlich, langsam und um so sicherer lebte sie sich in sein sehnsuchtsvolles Herz hinein. Eine anmuthige, klare, poetisch anempfindende, durch natürliche, nicht angelernte Bildung bevorzugte Frau — seines Freundes, schlang Fesseln um den Dichter. Es muß in eines Dichters Herzen gewaltig stürmen, wenn er nach einem „schweren Abend" der Geliebten schreibt:

„Und als ich mußte scheiden
Und gute Nacht dir bot,
Wünscht' ich bekümmert beiden
Im Herzen aus den Tod."

Oder, wenn er die furchtbar starken Worte sagt:

„Undank thut wehl und jedes Leid der Erde;
Ja! meine Freund' in Zähren, Leich' an Leiche
Sind ein gelinder Gram, wenn ich's vergleiche
Dem Schmerz, daß ich Dich nie besitzen werde."

Der Kampf und Schmerz mußten ſich in dem ſittlichen Gefühle des Mannes nur ſteigern, weil das Weib ſeiner Seele, das Weib — ſeines Freundes war, der ihn beherbergte, der ihn als Gaſtfreund ehrte. Der pſychiatriſche Arzt wird dieſes Moment, wenn er die Zerrüttung des Unglücklichen erklären wird, nicht außer Acht laſſen dürfen.

Wenn auch dieſe Liebe nicht ohne Epiſode blieb, nicht ohne eine einſame Auswanderung mit einer berühmten Sängerin, — welche Caroline Pichler im Jahre 1800 aus der Taufe hob, — durch das Salzkammergut; ſo war ſie es doch, die ihn am andauerndſten beherrſchte, welche vielleicht ſeine geiſtige Kataſtrophe, wohl zu eigenem, unſagbarem Schmerze befördern half. Die erwachte epiſodiſche Leidenſchaftlichkeit, welche nicht durch Jugend und Schönheit, wohl aber durch Muſik und Geiſt zuerſt geweckt und wie ein Freund, dem Lenau in dieſer Angelegenheit Vertrauen ſchenkte verſichert, wenigſtens nicht mit gleich ſtarkem Gefühle erwidert wurde, mochte wohl auch durch andere Motive Nahrung erhalten haben. Vielleicht auch war es die zu Zeiten auftauchende ethiſche Mahnung, daß wenn auch gewaltſam und vernichtend, Bande zu löſen ſeien, die wie ein ſelig-unſeliges, zwingendes Geſchick, treffliche Menſchen umſchlungen hielten. — Vielleicht auch war es trotz ſeiner Zugvogelnatur, ein tief in Lenau liegender Wunſch nach Häuslichkeit, ein ihm ſtets eigener Hang nach Bequemlichkeit, nach ſorgenfreier Exiſtenz, der wenn nicht ganz, doch ihn mitbeſtimmte, einen eigenen Herd begründen zu wollen. Das folgende Brieffragment an ſeinen treuen Schwager Schurz gewährt einen Einblick in ſeine damalige Stimmung:

„Geliebter Bruder!

Späten, aber herzlichen Dank für Deine treuen Wünsche zu meinem Geburtstage. Wir rücken auch den Vierzigen zu, die Haare werden grau — und noch immer ledig. Was glaubst Du, sollt' ich nicht ein Weib nehmen? Wenn mir auch kein alter Vater, wie in jenem Bergmannsliedel, zuruft:

„Nimm dir ein Weib
Für deinen Leib!"

Willst nicht Du so gut sein und solchen Ruf an mich ergehen lassen? In Dingen, welche Glück brauchen, soll man sich immer auffordern lassen: Rogatus lude! Man gewinnt im Spiel, wenn einem die Karten aufgedrungen werden, und der heilige Altar, sit venia verbo! ist, wenn davor kopulirt werden soll, auch so eine Art Spieltisch. Unbegreiflich leichtsinnig heirathen die Weiber ins Gelage hinein; ich bewundere die Entschlossenheit, womit sie das Schauerliche beginnen. Also Bruder! überleg Dir's und sage mir im Oktober, wo ich Dich sehen werde, was Du denkst. Der Gegenstand meiner kühnen Schicksalshypothese ist . . ."

Ischl, am 28. September 1839."

An die gesangsreiche Dame richtete Lenau eine Reihe der leidenschaftlichsten Briefe; als aber bald sein heftiges Gefühl im Abströmen begriffen war, reueten sie ihn, und er wollte sie um jeden Preis zurückhaben. Weil er nun fürchtete, die Dame könnte sie auf eine schriftliche Aufforderung — sie befand sich damals zwei Tagreisen von Wien entfernt in Ischl — nicht senden, reiste er eigens zu ihr, um, wie er bei sich dachte, durch Ueberraschung die Briefe zu er-

halten. Er trat ins Zimmer, und ohne irgend welch Umstände sagte er: „Ich komme, meine Briefe zurückzufordern, geben Sie mir meine Briefe!“ Die erschreckte Frau gab sie ihm, er stürzte fort und, wie er später dem ihm befreundeten Evers erzählte, tanzte er in der Hausflur vor Freude, daß er die Briefe wieder hatte, die er dann verbrannte. Sie sollen zu dem Bedeutendsten und Interessantesten gehört haben, was er überhaupt jemals geschrieben.

Es sei gestattet diesen Abschnitt wie den vorangegangenen mit dem Bilde des Dichters zu schließen, wie es sich ebenfalls in einem Frauenauge, dem die herbsten Thränen der Erde entflossen sind, gespiegelt hat; es ist, wie Schurz bemerkt, ein von seiner innigsten Freundin Hand gemaltes, wohl zusammenfassendes Bild Lenau's, der ihm darin zum Leben getroffen scheint:

„Neulich sah ich auf der Donau, was mich heftig und schmerzlich an Sie mahnte. Ein armer Kroate, oder Slovake, oder Landsmann von Ihnen, ein Wallfahrer, wie deren neulich eine ganze Schiffsladung bei Mariatafel ertrunken ist, trieb in einem kleinen Kahne auf der Donau. Im ärmlichen Zwilchkittel stand er in seinem Fahrzeuge und ruderte lässig dahin und dorthin, planlos, und schaute mit seinen dunklen, schwermüthigen Blicken den bewegten Wellen nach, unbekümmert um die Leute am Ufer, die seinem wunderlichen Treiben zusahen. Seinen Hut mußte er weggeworfen haben, den bloßen Kopf setzte er der glühenden Sonne aus, kein Kleidungsstück, kein Brod, keine Flasche hatte er in seinem Kahne, nur einen großen vollen grünen Kranz, den er an seinem Pilgerstab am Vordertheil des Schiffchens, wie

eine Flagge befeſtiget hatte. War das nicht das Bild eines echten Dichters? Ihr Bild, lieber Niembſch? Haben Sie nicht auch im Leben ſo herumgetrieben, im leichten Kahne auf dem wilden dunklen Strome nach keinem Ufer ausblickend, mit weggeworfenem Hute, und nur den Kranz bewahrend ſtatt alles indiſchen Gutes? Und wenn die andern beſonnenen, klugen Leute ſorgfältig die Schlafmützen und Hüte und alle Arten von Kopfbedeckungen auf ihre Schädel ſtülpten — haben Sie nicht Ihr edles ſchönes Haupt der Sonne und den Blitzen, dem Schnee und den Stürmen preisgegeben, von dem ſchönen, grünen, ewiggrünen Kranze umſchlungen aber nicht geſchützt? O die glatten ſchlanken Lorbeerblätter ſchmücken die Stirne nur, ſie behüten ſie nicht, ſie halten die Unbild dieſer rauhen Zeit nicht ab, und darum, darum ſind Sie krank! — — Ich habe ihm lange nachgeſehen, dem armen Landmanne, und an ſeinen Landsmann gedacht mit quälender Sehnſucht."

XII.

Gang nach Lainz — Erzherzog Johann — Zeitgedicht — Schattenspiele — Totterieloos. —

Es war im Frühling des für Lenau so verhängnißvollen Jahres 1811. Lenau wohnte damals bei der befreundeten Familie im Dorfe Lainz, das eine Stunde von Wien entfernt liegt. Wir saßen nach Tische allein im silbernen Kaffeehause, er forderte mich auf, ihn nach Lainz zu begleiten. Auf dem nahen Mehlmarkte waren Omnibusse aufgestellt. „Wir wollen lieber allein in einem Wagen fahren. Mich freut es nicht mit so Vielen zusammen! Es ist doch ein schöner Genuß, mit vier prächtigen Hengsten vorgespannt durch's Leben fahren zu können.“ Nun fing er mit einem Fiaker zu unterhandeln an, ob er nicht von seinem Kollegen ein paar Pferde borgen und zu den seinen spannen wolle? Der Fiaker meinte: „Euer Gnaden! da fangeten ja d'Schusterbuben a Rebellion an.“ „Sie haben Recht!“ sagte Niembsch und zog mich herzlich lachend fort. „Aber im Omnibus fahre ich nicht. Man muß dem Volke zeigen, daß man lieber zu Fuße allein geht, als mit ihm.“ Man würde

ſehr irren, wenn man dieſe Aeußerung für eine ariſtokratiſche Volksgeringſchätzung halten würde, es war nur ein vornehmes Weſen in ihm, das ſich gerne von den Sorgen der Alltäglichkeit ferne hielt und nicht der Gemeinheit verfallen mochte, die ſie ſo häufig dem Unbegüterten aufzubürden pflegt. Lenau beſaß die Paſſionen eines reichen Cavaliers, der durch nobles Geldverthun gerne heitere Geſichter um ſich ſieht. Er mied, wie überhaupt die Geſellſchaft, noch mehr die ariſtokratiſchen Kreiſe, deren Zierde er durch Geiſt und feinen Anſtand hätte ſein können, in die zu treten der Edelmann jedenfalls berechtigt befunden worden wäre.

Eduard, der Bruder des dahingeſchiedenen Dr. Ernſt v. Feuchterslehen, der zu Auſſee, dem Geburtsorte der modernen Philippine Welſer lebt, wohin Lenau einigemal kam, wollte ihn dem eben in Auſſee anweſenden Erzherzog Johann, deſſen Begleitung gewöhnlich die Honoratioren daſelbſt bildeten, vorſtellen. Er lehnte es ab. Wenn Lenau in ſcheinbarem Widerſpruche mit ſeinem Gedichte „Proteſt" das fünfzigjährige Ritterthum eines Feldherrn mit einem Gedichte feierte, ſo wurde er dazu durch ſeine geſelligen Beziehungen zu Familien veranlaßt, in denen er Jahre lang geſtanden, in deren Kreiſen auch die ſchönen Gedichte: „An Alexie", „Im Vorfrühling", „Am Grabe G. Mikſchik's", „An Louiſe" (v. Sommaruga) u. ſ. w. entſtanden ſind. Erſt in ſeinem Nachlaſſe fand man eine, ihm damals als Dank zugeſendete goldene Jubiläums-Medaille, wie das Gedicht ſelbſt wieder.

Ich erinnere mich auf dem Gange nach Lainz unſerer Geſpräche nicht mehr, die wir während einer langſamen

Fußwanderung führten, nur eine Aeußerung weiß ich bestimmt, daß er über ſchlafloſe Nächte klagte und wie er den wenigen Schlaf, deſſen er genöſſe, mit reichlichem Schweiße büßen müſſe. „Das hat etwas zu bedeuten!“ ſchloß er ſeine Mittheilung. Wir kamen an einem Laden vorbei, wo Looſe zu einem Herrſchaftsgewinne angekündigt waren. Ich äußerte: „Wie wäre es, wenn wir ein Loos zuſammen nähmen, dann ging es vielleicht mit den vier Hengſten!“ — „Bene amice! Rogatus lude!“ Wir kauften ein Loos, er nahm es zu ſich, und ſchrieb mir im Laden eine Beſtätigung. Als ich dagegen proteſtirte, meinte er lächelnd: „Man kann nicht wiſſen, wie Einen der Tod hinterſchleicht.“

XIII.

Verlobung — Ueberraschte Freundschaft — Poem Amor — Von Juan d'Austria — Schlaflose Nächte — Plötzliche Krankheit.

Durch die Augsb. Allg. Ztg. erfuhren alle Freunde Lenau's in Wien, er habe sich verlobt. Er, der, wenn vom Ehebeglücke die Rede war, zu sagen pflegte: „Das habe ich verpaßt," oder wohl auch, je nach trotziger Stimmung: „Die Ehe ist ein unnatürliches und somit unmoralisches Institut;" er also verlobt! Niemand der ihn näher kannte und ihm wohl wollte, begrüßte die Nachricht mit der Hoffnung, daß ihm sein Entschluß Glück bringen werde. Mancher sagte wohl gar: „Das ist ein verrückter Streich!" Lenau kam nach Wien. Seine Stimmung war eine ungewohnt heitere, fast lustige. Er wollte in dem Brühl, in der Nähe von Wien, von dem Novellisten v. Bauer-Auperting ein schönes Haus und einen Garten kaufen. Es erschien an dem sonst so ernsthaften Manne die Stimmung als eine überreizte. Ich war damals nur zweimal mit ihm zusammen. Einmal im Gasthofe „zum Auer" in der Singerstraße mit dem befreundeten Dr. A. J. Becher. Als ich eine Flasche des besten

öſterreichiſchen Weines von Weidling — wo jetzt der Dichter begraben liegt, — bringen ließ, und wir auf das Wohl ſeiner Braut anſchlugen, ſagte er: „Meine Braut wird Euch gefallen. Das iſt eine echte deutſche Jungfrau!“

Er lud mich ein, ihn in Lainz, wo er wieder wohnte zu beſuchen, um ihm mein eben vollendetes Gedicht: „Don Juan d'Auſtria“, deſſen er einige Geſänge ſchon kannte, vorzuleſen. Wir fuhren, Franz von Schober, A. J. Becher, Max Löwenthal und noch einige Freunde, deren ich mich nicht erinnere, an einem regnigten Nachmittage zu ihm. Er empfing uns mit einer faſt erſchreckenden Heiterkeit. Bei dem ſchon ausgeſprochenen Grundſatze verharrend, nichts was meine eigene Perſönlichkeit in den Vordergrund ſtellen könnte zu erzählen, muß ich hier manchen ſehr merkwürdigen Ausſpruch Lenau's über Kunſt — wie auch manches ſonſt mit ihm Erlebte, ihn ſcharf Charakteriſirende verſchweigen, ſo auch manchen geiſtreichen und ſcharf treffenden Tadel, weil er nur durch ausführliche Hinweiſung auf Geſtalten und Gruppen meines Gedichtes verſtändlich würde. Ich erwähne nur, daß er ſich wie bei „Colombo“ antrug auch der Pathe des „Don Juan d'Auſtria“ werden zu wollen: „Cotta muß das Gedicht drucken, ich werde mit ihm davon ſprechen und etwa vierzehn Tage nach meiner nächſt vorſtehenden Reiſe ſchicke es ihm ein und berufe Dich auf mich.“

Die tief ernſt erſcheinende Hausfrau lud uns nach der Vorleſung zu einem Thee. Lenau war in erhöhter, faſt gereizter Stimmung und begab ſich bald in ein zweites Zimmer, legte ſich angekleidet wie er war, auf's Bett und bat uns, die wir ihm folgten, uns im Geſpräche nicht ſtö-

ren zu laſſen, er wolle ſchon mitreden; nur ſei er ſehr müde: „Frankl! lies uns doch die Strophe von der ſchlafloſen Nacht noch einmal vor.“ Als ich geendet hatte, klagte er, wie neulich auf dem Gange nach Lainz: „Ich erwache jeden Morgen aus halbem Schlafe, der mit den wahnſinnigſten Träumen angefüllt iſt in Schweiß gebadet. Es iſt etwas in dem Organismus das heraus will; die Poren ſind aber zu klein für die Krankheit.“ Wir tröſteten ihn mit ſeiner auffallend guten, friſchen Geſichtsfarbe, die vielleicht nur das Symptom eines ſchon fiebernden Blutes war.

Ich ſah ihn an dieſem Tage zum letztenmale in geiſtig geſundem Zuſtande.

Im Jahre 1845 machte ich eine Reiſe durch Deutſchland; in Stuttgart angelangt, war es meine erſte Sorge, mir bei der Familie Reinbeck nähere Auskunft über den Kranken zu verſchaffen:

Als ſich Lenau verlobte, waltete eine durch nichts verſchuldete unwillkührliche Täuſchung ob: er hielt ſeine Braut für reich. Der Irrthum klärte ſich bald auf. Lenau wurde daher von der beunruhigendſten Sorge ergriffen. Von den Zinſen ſeines für ſeine Schriften ihm kontraktlich zugeſicherten Kapitales 20,000 fl. Rheiniſch konnte er, bei ſeiner Weiſe zu leben, kaum allein exiſtiren. Seine Braut aufzugeben, verboten ihm Neigung und Ehre. Da kam noch ein Umſtand hinzu: die genannte Summe ſollte in Raten bezahlt, die rückſtändigen bis zu ihrer völligen Auszahlung verzinſt werden. Lenau hatte es irrig ſo verſtanden. Nun noch weniger im Stande für einen Haushalt zu ſorgen, ergriff ihn die Angelegenheit bis ins Innerſte. Er kam mit einem Zornanfalle in ſeine

Wohnung zurück, der ſich faſt bis zur Wuth ſteigerte. Es rührte ihn der Schlag. Kaum geneſen, kamen Briefe aus Wien von einer Dame; ſie mögen ſehr leidenſchaftliche Vorwürfe, vielleicht auch zu wohlbegründete Furcht für des Dichters Zukunft enthalten haben. Er verbrannte ſie jedesmal. Ein Brief ſagte: es ſei ein gutes Zeichen, wenn noch Briefe kommen, wenn ſie erſt heiter würden, und dann gar nicht mehr kommen, dann ....

Lenau wurde wahnſinnig.

Gewiß waren es die letzterzählten Momente nicht allein die ein ſo trauriges Geſchick des Dichters bedingten, wenn auch herbeiführten. Sie waren die nächſten Urſachen eines vielleicht durch die Leidenſchaftlichkeit eines Vaters, die ſich ſelbſt aufreibt, durch die phantaſievolle Mutter Angezeugten und Empfangenen. Ein choleriſch-melancholiſches Temperament läßt ſchon den Knaben die Einſamkeit lieben. Die Spiele des Knaben verrathen eine ernſte glühende Einbildungskraft, die ſich auf fromm religiöſe Anſchauung, auf kirchliches Gepränge beziehen. Jene Triebe in der phyſiſchen Sphäre werden wach, denen Knaben verderblich zu huldigen pflegen. Der Verluſt einer leidenſchaftlich geliebten Mutter, an deren langjährigem Krankenbette der edle Sohn als Wärter lebt, bringt in ſein ernſtes Gemüth nur eine tiefere Stimmung. Der rege Geiſt der ruhelos Befriedigung ſucht, ſchweift von einer Wiſſenſchaft zur andern. Nirgend ſcheint ſich ihm das Räthſel zu löſen. Er beginnt ſtarke, melodiſch geformte Fragen an das Leben, an die lebloſe Natur, die er vor Allem liebt, vor der ihm aber doch graut, ſo oft er ſich in ſie verſenkt, zu richten. Er ſchreibt Gedichte. Die alte Welt widert ihn an,

er geht zu Schiffe, der troſtlos grenzenloſe Ocean ſtimmt ſein Herz erhabener aber auch einſamer. Sein Ideal iſt in der neuen Welt, iſt — diesſeits nicht zu finden. Einſame Ritte durch den Urwald ziehen ihm lang andauernde, heftig quälende Erkältungen zu, die ſchwanke See den Skorbut. Sein Unterleibsſyſtem wird krankhaft. Das Verkehren der natürlichen Ordnung, welche die Nacht dem Schlafe, den Tag der Arbeit und Bewegung widmet, unausgeſetztes Forſchen mehr mit der Phantaſie als dem klaren Verſtande, erhöhen die vorhandene krankhafte Stimmung. Vorliebe für würzhafte Speiſen, für feurigen Wein, für ſtarken Kaffee und narkotiſchen Tabak vermindern ſie nicht. Trotz glänzender Erfolge bleibt ein ungemeſſener Ehrgeiz, trotz großer Anerkennung eine noch größere Selbſtſchätzung unbefriedigt. Die Phantaſie des Dichters verſenkt ſich in die Bücher der Gnoſtiker. Die myſtiſche Weltanſchauung bemächtigt ſich ſeiner; dabei eine Vorliebe für das ſagenhaft Wilde, das ſchauerlich Blutige, ein kühnes Spielen mit dem Dämoniſchen. All dieſem iſt durch keine praktiſche Thätigkeit, durch keine materielle Lebensarbeit ein Gegengewicht geboten. Dieſe intenſiv feurige Seele, in welcher die geiſtigen Anlagen die Kraft des Willens und des Urtheils beherrſchen, hat früh einmal die Liebe überkommen; ein bitteres Erlebniß klingt in hundert melancholiſchen Liedern durch. Als ihn das allmächtige Gefühl wieder ergreift, bringt es ſeinen Geiſt in Kämpfe neuer Art. Sehnſucht und Vorwurf ringen gleich ſtark in ihm. Er ſucht frei zu werden, es hat ihn langſam, aber mit um ſo feſteren Banden angeſchmiedet. Er fängt an, unter fortgeſetzter geiſtig aufregendſter

Arbeit, über das abnehmende Leben, über den Verlust der Jugend zu klagen, er bemerkt erlöschende physische Kraft, eine geistig gedämpfte dürfte dem Kenner Lenau'scher Werke in den letzten Scenen des „Don Juan" entgegen dämmern. Er hält das Glück eines eigenen Herdes, einer beglückenden Häuslichkeit für „verpaßt." Sorge um die Zukunft ergreift ihn. Doch verlebt er sich mit einer vermeintlich reichen Braut. Der Wunsch, sich in der Nähe Wiens ansäßig zu machen, die Absicht, noch manche Geschäfte zu ordnen, führen ihn nach dahin. Wenn alle Freunde den letzten Schritt des Freundes nur bedenklich finden, ein weibliches Herz ist durch ihn zertreten — das stirbt nicht ohne schmerzlichsten Aufschrei. Er reist ab, ein Unfall auf der Donau setzt ihn stundenlang nächtlicher Kälte und Nässe aus, und macht den reizbaren Organismus nur noch empfindlicher. Die angedeutete Enttäuschung tritt ein, die Sorge legt sich mit einem Vampyrrüssel an das ängstlich klopfende Herz, das schon einmal an einer Entzündung gelitten hat. Die heftigste Aufwallung eines zornmüthigen Blutes bringt einen Nervenschlag, er legt die kalte Todeshand — vorerst nur mahnend — an ihn. Erschreckende Briefe fliegen ihm zu. Entsetzen und Verzweiflung ergreifen die Creatur und —

„Du kennst" äußerte Lenau einmal „die Geschichte von Phaeton und den durchgehenden Sonnenrossen. Wir Dichter sind alle so phantastische Wagenlenker, die sehr leicht einmal von ihren eigenen Gedanken geschleift werden können."

XIV.

Reise in Winenden. — Der Kranke. — Hoffnungslosigkeit. — Aerztliche Ansichten. — Sonette von A. Grün.

Im Herbste 1845 besuchte ich den armen Kranken in Winenden. Mein Landsmann, der vor Kurzem gestorbene Schriftsteller Franz Nork, war mein Begleiter. Ich kopire hier, um vom unmittelbaren Eindrucke nichts zu verwischen das Fragment eines Briefes, den ich damals nach Wien sandte.

„Dienstag den 4. November fuhr ich mit Nork früh um 6 Uhr nach Winenden. Ich hielt es für einen Akt der Pietät, Lenau zu besuchen. Wir langten durch eine hügelige Landschaft um 9 Uhr an; ich stellte mich dem Hofrath Zeller vor, und betrat mit ihm, dem Assistenten und dem Wächter, mit klopfendem Herzen die Zelle. Lenau stürzte mir mit einem Freudenrufe: „Frankl!" entgegen, küßte mich heftig, und preßte mich eine Minute lang ans Herz. Gleich darauf wendete er sich ab, fing an zu pfeifen, lateinisch zu reden, dumm zu lachen; dann verlangte er seine Violine, kratzte, (der sonst so vortrefflich zu spielen verstand) einen

Ländler, den er zugleich tanzte, und nahm von mir weiter keine Notiz. Ich ſuchte ihn zu fixiren, wie z. B. „Aber lieber Niembſch, ſpiele doch etwas von Beethoven, den du ſo ſehr verehrſt!“ — „Ah von Beethoven! den Grundgedanken der neunten Symphonie. Höre! Wir müſſen uns duzen, lieber Bruder!“ Darauf geigte er etwa zehn Minuten ein wahres Charivari und blieb endlich ernſt und heldenfeſt vor uns ſtehen; wie überhaupt ſeine Geſtalt, ſonſt geknickt und eingebrochen, jetzt aufrecht und kopfhöher iſt. Er trägt einen langen Bart, die Haare ſonſt ſchon grau untermiſcht, ſind wieder ſchwarz, die Muskulatur ſtramm, nicht fett; nur das Auge iſt umflort, er iſt ſchön! Wie ſich phyſiſch ſeine Jugend verdrängt, ſo auch ſeine früheſten Erinnerungen. So ſpricht er jetzt mit ungariſchem Accente deutſch, während es ſonſt aus ſeinem Munde rein klang. Er lief fortgeſetzt auf und ab, pfiff, tanzte, kniete nieder; lud man ihn zum Sitzen ein, ſo that er dies ſehr höflich, ſtand aber wieder auf und ergriff die Violine, rauchte eine Zigarre und ſpielte tanzend einen Ungariſchen, dann wandte er ſich zum Arzte: „In der Muſik liegt alles Geheimniß, aus der wollen wir ein ganz anderes therapeutiſches Syſtem herauskonſtruiren!“ Gewöhnlich folgte den Reden ein ſchallendes blödes Gelächter. „Was läſſeſt du nach Wien ſagen?“ — „Ah, ich reiſe mit und die Sophie wird geheirathet! Dieſe Kappe hat ſie mir geſtickt. Weißt du Bruder, beim Amor der goldene Wein!“ — „Hat dich der Beſuch Auerſpergs nicht gefreut?“ — „O, Auerſperg! In omnibus partibus! Quos ego! ha, ha, ha!“ Er ſetzte ſich zu mir, umarmte mich, drückte mir die Hand: „Nicht wahr

Bruder! das thut gut!" Dabei zog er aus seiner Rocktasche zusammengelesene verdorrte Blätter; er warf sie fort, bis auf eines: „Dieses kostbare Blatt schenk ich Dir, das hat — ha, ha, ha! dem Baume viele Mühe gekostet." Ich mußte der Verse gedenken:

„Dies dürre Blatt,
Die kahle offne Brieflein hat
Der Lenz an mich geschrieben."

Einigemal nahm er einen Sessel und schwang ihn: „Ich bin stark, ich erobere die Welt." — So ging es, toller noch, eine volle Stunde, mir war das Herz zerrissen, ich war entsetzt und konnte mich doch nicht losreißen. Aber er fing an immer verworrener zu werden, ich nahm Abschied, er beachtete dies gar nicht, und ich hatte mit Hofrath Zeller noch eine lange Unterredung, der seltsamer Weise von den besten Hoffnungen beseelt ist, zu denen ihn mehr sein Wunsch, seine besondere Liebe zu Riembsch, als sein medizinisches Wissen zu berechtigen scheinen. Seit langer Zeit kehrt das sonst für Stunden klare Bewußtsein nicht mehr zurück, die Gedanken auf fortwährender Flucht sprechen aus dem Kranken heraus, ohne daß sie ihm selbst erkennbar sind. In rasendem Zustande verschlingt er schon Verschlungenes wieder und konfirmirt und bildet Menschen daraus — Du weißt, ich meine nicht leicht, diesmal that ich es mit Zeller gemeinsam und dann allein wieder. Ich habe den erschütterndsten Eindruck erlebt. Ich sehe keine Hoffnung! Legen sich auch die Wogen, aus deren Brausen die Aerzte hier noch eine günstigere Vorbersage schöpfen zu können glauben, so wird der stürmisch gehenden Flut, nach meiner

Ueberzeugung, ein Verebben folgen. Wenn das geneſen heißt, ſo können wir den tiefſchmerzlichen Anblick erleben, daß der phantaſiereiche Dichter uns als ein Blödſinniger entgegentritt, der ſich und die Welt nicht mehr kennt. Ich wünſche ihm aus tiefſtem Herzen die Erlöſung durch den Tod. Wenn er aber völlig geneſen, wieder er ſelbſt werden könnte, ſo müßte er nach Wien in ſeine gewohnte, bekannte Umgebung gebracht werden, denn hier wird er vielfach mißverſtanden. Als er vom goldenen Weine „beim Amor" zu mir ſprach, wurde das als ein ſich beſchäftigen mit griechiſcher Mythe genommen, bis ich ſie als eine Erinnerung an eine wirkliche Szene, die ich mit ihm verlebte, erklärte. Lenau's Wahnſinn ſcheint in Schwaben da und dort ſelbſt von einem Arzte als das erſt freigewordene Poetenthum, als der entfeſſelte, ſich frei ergebende Genius betrachtet zu werden. Ich hörte von einem Briefe, in welchem ein von der k. Regierung angeſtellter Arzt erklären ſoll: er kenne nun den Dämon des Dichters, er habe ihn geſehen den finſtern, haarigen Kerl mit einem langen Wickelſchwanze. Wer iſt wahnſinnig? Lenau?

Ich weiß einen ſo tief ſchmerzlichen Mißton, der durch die Seele derjenigen ſchneidet, deren Auge auf den letzten Zeiten dieſes Buches ruht, nicht melodiſcher aufzulöſen, als durch Lieder, die mein edler Freund Anaſt. Grün bald nach der Trauerkunde mir für die „Sonntagsblätter" ſandte, und durch jene, die er ſpäter in Winenden ſchrieb; ſie ſind in der Geſammtausgabe ſeiner Gedichte nicht aufgenommen und ſo mögen ſie zu wehmuthiger Freude des Leſers dieſe Blätter ſchmücken

An Nikolaus Lenau

„Das Menſchenherz hat keine Stimme
Im äußern Rathe der Natur!"
Lenau

Als wettergleich fernher erkenn' die Kunde,
Daß du geſchmiedet an den Fels der Leiden,
Da fuhlt' ich durch das eigne Herz mir ſchneiden
Ein großes Unglück, eine tiefe Wunde.

Ich ſprieße gern für mich allein im Grunde,
Doch mocht' an dir zu ranken ich nicht meiden;
Ein Gottesurtheil war mir dein Entſcheiden,
Mein liebſter Kranz Beifall aus deinem Munde.

Du ſprachſt mir Muth, als Unmuth mich gebogen,
Du hielt'ſt mich werth, dein Mund, der nie gelogen,
Er lehrte mich an eignen Werth noch glauben.

Und wollten dich mir die Damonen rauben,
Zerbrochen wär' mein Stab, mein Kranz zerriſſen,
Und todt in dir mein Hoffen, mein Gewiſſen.

O hört' ein Lied ich deinem Mund entklingen!
Geneſung iſt's, blühſt du in Sängen wieder,
Des Dichterbaumes Blüthen ſind die Lieder,
Kein kranker Baum wird ſolche Blüthen bringen.

Sei's auch ein düſt'res Lied, wenn nur dein Singen
Die dunkle Tanne blüht nicht hell wie Flieder,
Selbſt deine Lerchen tragen ſchwarz Gefieder,
Nur Morgenroth vergoldet ihre Schwingen.

Wo iſt dein Lied der räthſelvolle Falter,
Der einen Todtenſchädel trägt zum Schilde,
Doch nur durch ſchöne Frühlingsnächte wallt er!

Der Paſſiflore gleichts, ein Kreuz umſchwankend,
Ein göttlich Leiden formt ihr Blüh'n zum Bilde,
Doch nur in Frühlingsſonnen blüht ſie rankend.

Es kam der Herbſt. Zu jedem Sonnenſtrahle
Sprach ich: Was lachſt du mir? Zieh hin, vermäle
Du Klarer dich der kranken Freundesſeele,
Ihm keltre du den Heiltrank in die Seele.

Der Winter kam. Ich bat ihn: Mir nicht male
Die Wangen roth, nicht mir die Sehnen ſtähle!
Den kranken Freund dir zur Verjüngung wähle,
Härt ihm den Leib, der Rüſtung gleich vom Stahle.

Es kam der Lenz. Ich ſprach: Nicht mich umſchmeichle!
Die ſchwarzen Locken aus den Augen ſtreichle
Dem kranken Freund und ſeine Stirne kühle.

Das Schönſte deiner Flur ſollſt du erleſen,
An's Herz ihm legen Blumen der Gefühle,
Und kann er's, wird an ihnen er geneſen.

Winnenthal.

1815.

Welch' Wiederſehn! Zerſtörung und Entſetzen!
Ein prächt'ger Vollmondhimmel war dein Traumen,
Jetzt praſſeln Sterne, fallend in den Räumen,
Durchraſt von Blitzesknäueln, Wolkenfetzen.

Ich beb' — und ſoll vielleicht dich glücklich ſchätzen'
Krankheit vielleicht iſt höhern Lebens Schäumen.
Wir ſehn das ſchwarze Zauberroß ſich bäumen,
Wild reißt es aus, geſperrt, in ſcheuen Sätzen.

Ein kecker Reiter ohne Zaum und Decken
Sprengſt du auf ihm durch ungemeſſne Weiten
Und wirfſt uns zu im Flug gepflückte Sterne.

Doch uns lähmt die Bewunderung der Schrecken,
Indeß der Blick noch zagt dich zu begleiten,
Verſchwand dein Flug im Nebelgrau der Ferne.

Im Hofraum plätschert noch der alte Brunnen
Wie einst, als diese Mauern Klosterhallen:
Er sah im Zwangsgewand einst Mönche wallen
Und sang sie ein in der Verzückung Wonnen.

Doch andern Kultus hat der Herr ersonnen.
Ihn preist der Mönchschor, ihn des Wahnsinns Lallen,
Noch nehmen hier, die mit der Welt zerfallen,
Im Zwangsgewand, von glüh'ndem Traum umsponnen

Sie haben eingeläutet dich der Zelle.
Klausur verschließt das Pförtlein, da wir harrten.
O sink' in himmlischer Entzückung Wonnen!

Ist's auch nur Traum, sei er doch süß und helle,
Die alten Blumen fanseln noch im Garten.
Im Hofraum plätschert noch der alte Brunnen

O Traum, was dem Herz einst mocht' erregen,
Schau in Visionen, was versagt dem Wachen.
Weise im Traum den alten Sündendrachen,
Schütt aus den edlen Zorn in Wetterschlagen.

Doch sieh auch deines, unsres Zornes Segen:
Das Wort, entflammt, große That entfachen.
O sieh des Vaterlandes Herrlich Erwachen,
Den Saatenjubel nach Gewitterregen!

Das schöne Deutschland, einig, groß und mächtig,
Die Weisheit hält das Buch, das Recht den Degen,
Den Hader nur hieß sie in Ketten legen

O schwelgerisches Traumbild, stolz und prächtig!
Das Auge nur darf dran die Augen weiden,
Nicht, der Gesunde muß den Kranken meiden

Univ. Bibl. München

XV.

Dr Alex Bach — Diagnose — Portrait von Kranz — Statuette von Hrichhäuter — Wahnsinnsäußerungen — Todesnachricht — Todtenmaske — Sektion — Begräbniß —

Der jetzige k. k. Minister, Herr Dr. Alexander Bach, versammelte als Kurator des Kranken im Frühjahre 1847 mehrere Aerzte in der Irrenanstalt des Dr. Görgen zu Döbling, wohin Niembsch mittlerweile gebracht worden war, die Doctoren: Seeburger, Feuchtersleben, Riegler. Ich wurde, weil ich über den Zustand in Winenden berichten konnte, der Berathung beigezogen. Die Diagnose, die sich bei der Leichenöffnung nicht bestätigte, lautete: „Gehirnerweichung." Niembsch kannte damals Niemanden mehr; er saß vorgebeugt auf dem Sopha, athmete sehr hörbar und war zu keiner Antwort zu bewegen.

Der Frühling des folgenden Jahres kam mit seinen grünen Hoffnungen und blühenden Verheißungen wieder ins Land. Lenau, sein Sänger, erwachte nicht mehr aus der starren geistigen Dumpfheit. Grün wanderte zu seinem Lenau nach Döbling ins Irrenhaus und erzählte uns von diesem bitteren Gange wieder in einigen tief innigen

Sonetten, die in dem Taſchenbuche „Aurora“ von Seidl abgedruckt ſind. Seidl ſelbſt begrüßte den Nachtumhüllten mit dem ſchönſten Strahle ſeines dichteriſchen Gemüthes; es iſt dies den Verfaſſer ſelbſt biografiſch charakteriſirende, darum doppelt bedeutende Gedicht in meinen „Sonntagsblättern“ gedruckt erſchienen.

Der lebhafte Wunſch, den Dichter, den mehrere Maler: Staub, v. Franck, Danhauſer, die Reinbek, dieſe vor der transatlantiſchen Reiſe, gezeichnet oder gemalt haben, der Nachwelt plaſtiſch zu erhalten, veranlaßte mich im Sommer 1849 mit dem Bildhauer Hirſchhäuter die Irrenanſtalt zu beſuchen. Niembſch ſaß zuſammengekauert da. Haar und Bart, nicht geſcheren, waren grau geworden und hingen lang herab. Das Haupthaar war geſcheitelt, das Ausſehen fahl, nicht auffallend krank, die Augen ſtarrten gläſern. Er kannte mich nicht. Er hatte ſeit Monaten ſchon die Sprache verloren, hörbares raſſelndes Athmen, oder wildes Schreien waren ſeine einzigen Laute. Dr. Görgen erzählte uns mehrere Züge vom Kranken: als beſonders charakteriſtiſch hob er hervor, wie der im Ausdrucke ſtets keuſche Lenau, verwaltend von zyniſchen Vorſtellungen beherrſcht ſei, faſt ausſchließlich lasziv ſpreche. Die Natur Lenau's war eine tief ſinnliche, und es iſt begreiflich, wie ſie, von der Herrſchaft des Verſtandes befreit, ſich feſſellos erging. Eines Tages führte man den Kranken über eine Treppenbaluſtrade, die mit Büſten von Philoſophen, Dichtern und Aerzten geziert iſt. Die Mutter des Arztes, die ihn eben begleitete, ſagte zu ihm: „Sehen Sie Hr. v. Niembſch! dies iſt der Dichter Homer.“ — „Ah, Homer! Niembſch iſt auch ein

großer Dichter." — „Dies iſt Plato's Büſte." — „Der die dumme Liebe erfunden hat!" ergänzte er mit ſchallendem Gelächter. — Im Jahre 1849 wurde Nachts im Zimmer Lenau's heftiges Weinen gehört; Dr. Görgen eilte hinein, und auf vieles Fragen, was dem Kranken fehle, antwortete er weinend: „Der arme Niembſch iſt ſehr unglücklich." Es war dies nach langer Dumpfheit ein überraſchendes Aufflackern — ein Verlöſchen. Dieſe Worte waren die letzten Lenau's auf Erden.

Der Bildhauer wünſchte ein Daguerreotyp oder ein, wenn noch ſo flüchtiges Portrait Lenau's, da es nicht anzunehmen war, daß der Kranke ſo lange ruhig ſitzen werde, bis er das Antlitz geformt, und ſo ging ich bald darauf mit dem Maler Aigner in die Anſtalt. Ich brachte die Zeit, während der Maler beſchäftigt war, im Garten zu, und ſchalte aus den handſchriftlichen Memorabilien Aigner's folgende Stelle ein:

— — „Der Hausarzt, auf unſer Kommen ſchon vorbereitet, geleitete uns zum Zimmer Lenau's. Im kleinen Vorzimmer ſtand ein Klavier, darauf lag eine Violine; ungebraucht, beſtaubt, ſchien ſie vergeſſen, die Freundin ſeiner Seele, auf dem Klavier zu liegen. Der Arzt betrat das Zimmer zuerſt, um den Kranken vorzubereiten. Nach einer kurzen Weile ließ er uns eintreten. Welch ein erſchütterndes Bild! In einem braunledernen Lehnſtuhle ſaß die gebrochene Geſtalt mit der kranken Seele; ein gelblich bleiches Geſicht, langes, von der Stirne zum Scheitel getheiltes, hinter die Ohren geſtrichenes Haar, voller grau-ſchwarzer Bart und ein Auge — nicht wahnſinnig, ſo voll Leiden

und ganz unbeſchreiblicher Wehmuth begegnete wie fragend meinem Auge. Ich täuſchte mich wohl, denn es lebte kein Gedanke, keine Frage mehr in des Dichters Bruſt. Auf die freundliche Erklärung des Arztes, daß er jetzt werde gemalt werden, klagte ein mir die Seele zerſchneidendes Wimmern aus ihm hervor. Aufmerkſam-furchtſam, ſo ſchien es, folgte er mit den Augen allen Vorbereitungen, die nöthig waren, bis es zum Malen kam. Endlich konnte ich beginnen; fieberhaft aufgeregt entwarf ich raſch mit Kreide die Kontur auf Leinwand und fing zu malen an. Zuſammengekauert, die Hände auf der Bruſt gefaltet, den Kopf geſenkt, begegnete der matte Strahl ſeines Blickes immer dem meinigen, ſo oft ich ihn anſah; regungslos ließ er mich gewähren, nur ſtieg in immer kürzeren Zwiſchenräumen der leiſe wimmernde Ton aus ſeiner Bruſt, der mich ſo ergriff, daß ich meiner Hand kaum mächtig war, und Thränen verdunkelten mir die Augen. In demſelben Momente ſtieß der Kranke ein krächzendes Geſchrei aus, zitternd, vor Grimm ſchien es, ſtreckte er mir die Zunge ſpitz entgegen. Ich mußte an einen Adler denken, der ſich zornig auf ſeine Beute ſtürzt. Ich war erſtarrt! Nach einigen Minuten ſaß er wieder regungslos, bis ſich die Szene wiederholte, dann wendete er jedesmal ſich ab, als wolle er, kam mir vor, das Malen nicht ſtören; denn nach dem Schreien warf er ſich immer genau in dieſelbe Lage und ſah ruhig und regungslos mein Thun an. Aber die Zornmomente folgten ſtets raſcher auf einander, — der Wärter wurde gerufen — ich hielt dem Kranken ſein Bild hin, er ſtarrte es wie eine leere Leinwand an — dann tobte er wieder — ich verließ entſetzt die Stube, die

Anſtalt, und erſt im Freien gewann ich einige Faſſung, aber das Bild hat mich mit ſeinen Schrecken nicht wieder verlaſſen."

Dies Bild hängt über meinem Schreibtiſche; zum Sterben ähnlich, macht es aber nicht den Eindruck eines Geiſteskranken, ſondern eines ſich in Gedanken tief verſenkenden Menſchen. Nach dieſem Bilde nun und einem Daguerreotype, das eine Freundin des Dichters ſpäter mittheilte, formte der Bildhauer eine Statuette. Der Dichter, in einem ungariſchen Pelzrocke, wie er ihn einſt, als er zuerſt aus ſeinem Heimatlande kam, trug, lehnt ſinnend, etwas gebeugt, vor ſich hin zur Erde blickend, an einem vom Blitz zerſpellten Eichenſtamme.

Am 22. Auguſt 1850 Vormittag kam Schurz zu mir er weinte nur die Worte hervor: „Es iſt aus!" Ich wußte, weſſen phyſiſches Ende gekommen war. — —

Schurz bat mich einige Anordnungen rückſichtlich der Leichenfeier, namentlich Geſang zu beſorgen, und der Sektion am folgenden Morgen zu aſſiſtiren, die der dem ſchweſterlichen Hauſe Lenau's befreundete Arzt, Herr Dr. Heinrich Meckel von Hemsbach, vornehmen ſollte.

Ich lud Hirſchhäuter ein, mich in die Irrenanſtalt zu begleiten, um im Intereſſe der phrenologiſchen Wiſſenſchaft eine Todtenmaske zu formen. Der ärztliche Befund, wie die Anſicht über die Schädelbildung des Hingeſchiedenen werden das ärztliche Publikum gewiß intereſſiren, und ſo mögen ſie ſich als wiſſenſchaftliche Dokumente, die der heikle, vor dergleichen Schilderungen ſcheue Leſer überſchlagen wird, dieſen Blättern anſchließen. Es ſei hier nur angeführt, was der Dichter ſeinen „Fauſt" am Sezirtiſche ſagen läßt:

„Wenn dieſe Leiche lachen könnte, traun,
Sie würde plötzlich ein Gelächter ſchlagen,
Daß wir ſie ſo zerſchneiden und beſchau'n,
Daß wir die Todten um das Leben fragen.
Mein Freund, das plumpe Meſſer tappt vergebens
Verlaſſ'nen Spuren nach des flücht'gen Lebens.
Längſt iſt das ſcheue Wild auf und davon;
Es ſetzte flüchtig durch den Acheron,
Drin ſich dem Jäger ſeine Spur verloren."

Der in der alten und in der neuen Welt keine Befriedigung fand, im Urwald, an Katarakten, auf Gletſchern vergebens nach dem Frieden der Seele gerungen, der ſollte auf einem Dorfkirchhofe, in einem ſtillen, Berg- und Waldumfriedeten, von einem kleinen Bächlein durchrauſchten Thale zur ewigen Ruhe gebettet werden! Auf einem Hügel, von Akazien umſchattet, an einen Weinberg gelehnt, ſteht ein kleines zierliches Haus; das letzte des Dorfes Weidling hat es die Ausſicht auf den Friedhof. Dies Haus iſt Lenau's Schweſter, Thereſe Schurz, eigen; vor demſelben hinüberblickend, ſagte der Dichter einmal zu ihr: „Auf dieſem Friedhofe möchte ich begraben werden."

Das Glöcklein der Dorfkirche rief um die ſechſte Abendſtunde eines ſommerlich ſchönen Tages die Bewohner von Weidling zuſammen. Vor dem einfachen Altare ſtand ein mit ſchwarzem Sammt überhangener Sarg, mit dem umgeſtürzten Wappen, denn der Beſitzer desſelben war der Letzte ſeines Stammes, geſchmückt. Ein grüner Eichenkranz dunkelte auf demſelben aus bunten Blumenguirlanden und Sträußen hervor. Der Prieſter ſegnete die Leiche ein, die Sänger des nahen Kloſterneuburg ſtimmten den Geſang an und dann bewegte ſich der Zug, die Schuljugend voran.

dann der Sarg, dem die Schweſtern Lenau's mit ihren Töchtern in tiefer Trauer und eine Anzahl von Verehrern, Männern und Frauen folgten, dem Friedhofe zu.

Ein Quartett des Wiener Männergeſang-Vereines ſang, von Guſtav Barth komponirt, die Worte aus des Dichters ſchönem Sonette auf den Friedhof zu Salzburg:

„O ſchöner Ort, den Todten auserkoren
Zur Ruheſtätte für die müden Glieder,
Hier ſingt der Frühling Auferſtehungslieder,
Vom treuen Sonnenblick zurückbeſchworen.

Wenn alle Schmerzen auch ein Herz durchbohren,
Dem man ſein Liebſtes ſenkt zur Grube nieder,
Doch glaubt es leichter hier: wir ſehn uns wieder,
Es ſind die Todten uns nicht ganz verloren."

Die Dichter Ludwig Foglar, Anton Schurz, Heinrich Laube ſprachen dann, in Vers und Proſa, Worte tiefer Rührung. Laube ſprach von dem nahe vorüberwallenden deutſchen Strome, deſſen Rauſchen man nächtlicher Weile hier vernehmen könne und der nun von hier wehmüthige Grüße mitnehmen werde in des entſchlafenen Sängers heimatliche Fluren. Er ſagte, wenn auch Deutſchland in ſeinen Beſtrebungen und Wünſchen nur Zerſtücktes bietet, ſo ſtimmen ſeine beſten und deutſchеſten Herzen im Schmerze überein, daß ſie einen deutſchen Dichter verloren haben. Er ſchloß mit den Worten:

„Der Reſt iſt Schweigen."

Wieder erhoben ſich die Stimmen und ſangen:

„Von des Lebens Gütern allen
Iſt der Ruhm das höchſte doch;
Wenn der Leib auch längſt zerfallen,
Lebt der große Name noch!"

Dann wurde der Sarg in das Grab gesenkt — dann fielen Blumen aus Frauenhänden herab und bedeckten ihn rasch, damit die nachschütternden Schollen der Todtengräber nicht zu hart auf den Sarg fallen, dann — entfernten sich Alle langsam, die da wußten wen man zum ewigen Schlafe hingelegt hatte und nur die Dorfbewohner, die eben nur einen Menschen bestatten sahen, beteten mit ihren Kindern ein lautes „Vater Unser", daß das fromme Gebet uns noch lange nachhallte, wie wir uns entfernten. — —

Es war mir gestattet, das Monument, das die Verwandten dem Hingeschiedenen bestimmten, vorzuschlagen:

Eine Piramide von grauem geschliffenen Granit ragt aus Lebensbäumen, aus Rosen und Lilien — Rose und Lilie sind nebst einem Felsen und einer Burg die Sinnbilder in Lenau's Wappen — empor. Im Sockel nur der Name golden eingegraben. Den Obelisk ziert das Brustbild des Dichters aus Erz, umgeben von einer Schlange, die das christliche Sinnbild der Ewigkeit, das heidnische des Genius ist.

Beilagen.

Phrenologiſche Anſchauung.

Graf Franz Thun erſuchte mich von Prag her um einen Schädelabguß für ſeine phrenologiſche Sammlung, wogegen ich eine Anſchauung des Schädels erbat. Das Anſinnen ablehnend, war er ſo freundlich, die Anſicht des Phrenologen Noel zu vermitteln und zu ſenden. Die Lenau perſönlich durch langen Umgang kannten, werden, wenn ſie den Theil über die moraliſchen Fähigkeiten leſen, als Gläubige für die phrenologiſche Wiſſenſchaft geworben werden. Zu beklagen iſt es, daß Noel wußte, weſſen Schädel er vor ſich hatte, gewiß hätte er wie die moraliſchen, die intelligenten und die thieriſchen Eigenſchaften ebenſo erkannt und ſcharfſinnig entwickelt. Seine ſchriftlich gegebene Aeußerung iſt folgende:

„Obwohl nach dem Sektionsberichte über die Leiche des Dichters Nikolaus Lenau „ein ſtarker Schwund des Gehirnes“ gefunden wurde, ſo hat man doch — die allgemeine Größe des Kopfes und die relativen Verhältniſſe der Theile berückſichtigt — keinen Grund zu glauben, daß die Schädelplatten dem Zuſammenſinken der Ge-

hirnwindungen gefolgt wären. In der Form des nach dem Tode gemachten Kopfabgusses Lenau's zeigt ſich durchaus nichts krankhaft Abnormes. Es iſt daher wohl anzunehmen, daß im Weſentlichen die Kopfform dieſelbe geblieben ſei wie vor der Erkrankung des Dichters, ſo daß der Phrenolog es wagen darf, die Grundſätze ſeiner Lehre auf dieſelbe anzuwenden und ein Urtheil über die Seelenanlagen Lenau's vor dem Ausbruch ſeines Irrſinns darnach zu fällen. Nur unter dieſer Vorausſetzung wurden die folgenden Bemerkungen gemacht. Gleich beim erſten Anblicke des Kopfabgusſes Lenau's fällt es dem geübten Phrenologen auf, daß er ſich vor der durchſchnittlichen Bildung männlicher Köpfe merklich auszeichnet. Der Phrenolog ſieht ſofort, daß er hier, um einen allgemeinen Ausdruck zu gebrauchen, den Kopf eines genialen Menſchen vor ſich hat. Nicht allein überſchreitet die Größe des Kopfes, das Geſammtvolumen deſſelben, das durchſchnittliche, oder normale europäiſche Maß beträchtlich, ſondern es tritt insbeſondere die große Entwicklung des vorderen Lappens, des Sitzes der intellektuellen Anlagen, auffallend hervor. Leider haben die Phrenologen es noch immer verſäumt, für den kaukaſiſchen Zweig des Menſchengeſchlechtes, ſo wie für jeden andern durch genaue Abmeſſungen vieler tauſend Köpfe aus allen Klaſſen der Geſellſchaft ein Muſterbild der Mittel- oder durchſchnittlichen Größe des Kopfes im Ganzen, ſo wie der beſonderen Theile deſſelben aufzuſtellen. Es bleibt demnach die Schätzung der Kopfentwicklung eines jeden Kopfes von Seiten der Phrenologen in mancher Beziehung nur eine ſubjektive Sache, wobei es jedem Phrenologen ſehr ſchwer wird, das, was ihm auffällt, Andern anſchaulich zu machen. Alle geübten Phrenologen ſtimmen zwar im Allgemeinen und der Hauptſache nach in ihren Urtheilen über Kopfbildungen mit einander überein, allein es fehlt bis heute noch — theils in Folge zu großer Bequemlichkeitsliebe, theils weil die Schwierigkeiten, welche ſich der Meſſung von Köpfen mit Rückſicht auf die Entwicklung aller Gehirntheile entgegenſtellen, noch nicht überwunden ſind — eine Methode, wonach die Größe der ſoge-

nannten phrenologiſchen Organe ſich mit mathematiſcher Genauigkeit ausdrücken ließe. Aus dieſem Grunde bin ich auch nicht im Stande, das Charakteriſtiſche von Lenau's Kopfe andern Menſchen, namentlich ſolchen, die mit der Phrenologie nicht ſehr vertraut ſind, ohne Vergleichung deſſelben mit anderen Köpfen, oder ohne den Gebrauch vieler Zeichnungen klar und anſchaulich zu machen. Ich muß mich daher darauf beſchränken, mein phrenologiſches Urtheil über denſelben einfach abzugeben, ohne auf mehr als eine der Wahrheit annahende Richtigkeit deſſelben Anſpruch zu machen. Theilt man den Kopf in Regionen ein, z. B. 1. die ſogenannten niederen Triebe, 2. die moraliſchen Anlagen und 3. die intellectuellen Fähigkeiten, ſo ſtellt ſich heraus, daß, während die erſte und dritte Region — letztere insbeſondere — verglichen mit einem Durchſchnittskopfe (ich ſpreche hier allerdings nur von meinem ſubjektiven Ideale eines ſolchen) ungewöhnlich ſtark entwickelt ſind; die zweite Region dagegen nur groß zu nennen iſt. Die relativen Verhältniſſe der Theile des Lenau'ſchen Kopfes ohne Rückſicht auf einen Normalkopf ſind unbedingt nicht ganz proportional. Wie geſagt, die intellektuellen Organe und die der ſogenannten thieriſchen Triebe des Bekämpfungs- und Zerſtörungstriebes ſind größer als die moraliſch-religiöſen Anlagen. Der Kopf iſt etwas zu niedrig im Verhältniß zu ſeiner Breite und Länge. Er zeigt ferner, was die ſpeziellen Organe oder Anlagen betrifft, folgende Entwicklung: in der erſten Klaſſe 1. Cerebellum (theilweiſe die Funktion des Geſchlechtstriebes). 2. Jungenliebe, 3. Bekämpfungsſinn, 4. Zerſtörungsſinn, 5. Beifallsliebe, 6. Wohlwollen; in der zweiten Klaſſe: 1. Anhänglichkeit, 2. Vorſicht, 3. Selbſtachtung, 4. Verheimlichungsſinn, 5. Gewiſſenhaftigkeit. Die intellektuellen Organe, an und für ſich berückſichtigt, zeigen in der Breite und Höhe, und zugleich insbeſondere in der Tiefe des vorderen Lappens eine harmoniſche Entwicklung der Erkenntniß- oder Auffaſſungsanlagen und des höheren reflektiven Verſtandes. Auch iſt der Schönheitsſinn beſonders groß zu nennen. Die Organe, die hier nicht genannt wurden, ſind

zwar, mit einem Normalkopfe verglichen, weder abſolut noch relativ, in dieſem Kopfe klein zu nennen, aber ihre Entwicklung iſt nicht der Art, daß ihre Thätigkeitsäußerungen vorherrſchend geweſen ſein könnten. Es zeigt ſich namentlich in Renan's Kopfe, daß jene Anlagen, die weſentlich dazu beitragen, dem Character moraliſche Stärke und Conſequenz im Handeln zu verleihen, nämlich Verehrungsſinn (Religiöſität) und Feſtigkeit, bei ihm nicht verhältnißmäßig entwickelt ſind. Ich bin weit davon entfernt, das Schwankende, Unſtäte, das ſich in Renan's Weſen und Leben gezeigt hat, blos hieraus abzuleiten. Es ſind hierbei gewiß wichtige Momente in ſeiner Körperkonſtitution im Allgemeinen, ſo wie in den äußern Verhältniſſen ſeines Lebens von Jugend auf zu berückſichtigen. Allein der Phrenolog muß unbedingt ſagen, daß — zumal in der jetzigen Periode der Geſchichte der europäiſchen Cultur — ein Menſch, ſo organiſirt, wie Renan, nicht zu den Glücklichen zu zählen iſt. Die außerordentlich große Entwicklung des vorderen Lappens — woraus Wißbegierde, der Trieb zum Denken, zu ſpekuliren, zu forſchen und zu kritiſiren entſteht, zumal, wenn ſie hier mit der Phantaſie und Sehnſucht nach idealen Zuſtänden gepaart iſt — trägt ſelten zum Glück eines Individuums bei, wenn nicht ebenfalls die Anlagen der moraliſchen Feſtigkeit verhältnißmäßig entwickelt ſind. Aber es ſind bei Renan auch die Organe, die einen weltlich klugen, ſelbſtiſchen Character bedingen, relativ gering entwickelt — wie Eigenthumſinn, Vorſicht und Selbſtachtung. Geld zu erwerben oder nach Amtswürde zu ſtreben und andern Menſchen befehlen zu wollen, gehört nicht zu den Motiven conſequenten Handelns bei einem ſo organiſirten Menſchen. Zwar iſt Ehrgeiz in Renan's Kopfe ausgeſprochen, aber mit zu viel Verſtand und Wohlwollen gepaart, als daß er in den gewöhnlichen weltlichen Richtungen hätte befriedigt werden können."

Noel.

Bericht

über die Sektion von Nikolaus Lenau

in Ober-Döbling am 23. August 1850.

Der Körper war ſehr abgemagert, die Füße und die Hände leicht waſſerſüchtig geſchwollen. Alle Extremitäten krampfhaft zuſammengezogen, wobei ſich die Arme und Finger, nicht aber die Beine im Kniegelenk, gewaltſam gerade ſtrecken ließen. An beiden Ellenbogen und Trochantaren, namentlich am Kreuzbein, waren durch Durchliegen tiefe Zerſtörungen der äußeren Bedeckungen gebildet. Kopf- und Barthaar ſchwarz war mit mäßig vielen grauen Haaren vermiſcht. Die Bedeckungen des Kopfes, namentlich des Hinterkopfes, ließen ſich in mäßige Falten aufheben. Der knöcherne Schädel war feſt und von normaler Dicke. Die harte Hirnhaut war auf ihrer innern Oberfläche beiderſeits mit dünnen Schichten einer theils gallertartig faſrigen, nicht organiſirten, theils völlig vaſcularisirten faſrigen Neubildung belegt. Im Sack der Arachneidea war eine große Menge klarer Flüſſigkeit enthalten. Die eigentlichen Hirnhäute Arachnoidea und Pia mater ſehr ſtark mit klarer Flüſſigkeit getränkt, wenig und gleichmäßig getrübt, mit geringen Pacchioniſchen Granulationen. Die Furchen zwiſchen den Gehirnwindungen ſehr weit, ſo daß ſtellenweiſe die Spitze des kleinen

Fingers eingelegt werden konnte. Die Häute ließen ſich von der Oberfläche des Großhirns meiſtens glatt abziehen, ſtellenweis aber blieb die äußerſte Schichte der grauen Subſtanz ihnen anhängend. Die Gehirnwindungen ſelbſt waren dünn; die Dicke der grauen Subſtanz betrug nur ½ bis höchſtens ¾ Linie. Die ganze Gehirnoberfläche verhielt ſich in dieſer Weiſe gleich, nirgends eine lokale beſondere Anomalie. — Die weiße Subſtanz des Großhirns war durchgängig gleichmäßig weich und ſchlaff und zäh-elaſtiſch, ihre Farbe nicht intenſiv weiß; ein veröſer Zuſtand, durch erweiterte Gefäße bedingt, war an vielen Stellen auffallend; keine wäßrige Tränkung des Gewebes. Die Seitenhöhlen des Großhirns ſtark erweitert, enthielten etwa 3 Unzen klare Flüſſigkeit; der Ueberzug derſelben Ependyma, ſowie der übrigen Gehirnhöhlen mit leichten, reifähnlichen Granulationen bedeckt; die nächſte Schichte Gehirnſubſtanz etwas verdichtet. In der Zirbeldrüſe eine große Menge Gehirnſand; die Schleimdrüſe normal. Alle Organe der Baſis des Großhirns, das Kleinhirn und verlängerte Mark waren durchaus normal, die Hirnhäute des Kleinhirns ohne wäßrige Tränkung. Die Arterien des Gehirns und die venöſen Sinus der harten Hirnhaut völlig normal, der Blutgehalt des Gehirns im Ganzen gering, namentlich Gehirnoberfläche und Plexus blaß. Das Gewicht des Gehirns betrug 2 Pfund 8 Unzen 3 Drachmen; das Gewicht der aus dem Schädel aufgefangenen Flüſſigkeit 9½ Unzen, wobei man füglich 3 Unzen als Verluſt rechnen muß, ſo daß mindeſtens 12 Unzen Flüſſigkeit in den Häuten und Höhlen des Gehirns enthalten geweſen ſein mögen. Der Kehlkopf und die Luftröhre waren völlig normal. Die Schilddrüſe, vergrößert enthielt in zahlreichen kleinen Cyſten eine gleichmäßig honigartige Maſſe. In den Bronchien, namentlich den feineren Verzweigungen, eine mäßige Quantität Schleim. Die hinteren unteren Theile beider Lungen ſtark blutig wäßrig getränkt, übrigens normal. Im oberen Lappen der linken Lunge zahlreiche käſige miliare und infiltrirte Tuberkel-Infiltrationen, zum Theil mit geringer Verhär-

lung und ſchwärzlicher Färbung des umgebenden Gewebes, mit oberflächlicher Anheftung der Lunge am Bruſtkaſten und geringer narbiger Einziehung, endlich mit gleichmäßiger ſtarker Erweiterung eines Bronchienaſtes. Nirgends fibröſe Knötchen, Verkalkungen und ſtärkere Narben. In den beiden oberen Lappen der rechten Lunge war der größere Theil völlig käſig gleichmäßig infiltrirt, andere Stellen gallertartig verdichtet. Hier waren zwei wallnuß- und apfelgroße, unregelmäßig feſtig begränzte, mit jauchig-brandigem Eiter und zerſtörtem Lungengewebe gefüllte Höhlen, deren Pleura-Oberfläche feſt mit dem Thorax verwachſen war; ſie waren von einer dickeren oder dünneren Schichte käſig verdichteten Lungengewebes umgeben und ſtanden mit ſtark gerötheten Bronchien in Verbindung. Nirgends fibröſe und kalkige Tuberkel. Die Bronchialdrüſen mäßig vergrößert und zum Theil käſig. In der rechten Bruſthöhle gegen 6 Unzen übelriechender blutiger Flüſſigkeit. Die Blutgefäße der Lunge normal. Das Herz von normaler Größe, ſchlaff. Die Baſis zweier Aortenklappen war mäßig ſtark verkalkt, das benachbarte Endocardium getrübt und verdickt, die Klappen ſelbſt normal und ſchlußfähig, in der benachbarten Aortenhaut einige geringe weiße atheromatöſe Trübungen, weiterhin die Arterien normal; dicht an der Baſis im Zwiſchenraume zweier Klappen ſaß mit etwas verengtem Hals eine blumenkohlartige, röthliche, völlig organiſirte rundliche Wucherung von ½ Zoll Durchmeſſer. — Das Blut im Herzen locker geronnen. Die Leber war von normaler Größe, ſtark fetthaltig, leicht muskatnußartig gefärbt, die Gallenblaſe klein, mit gelber, dünnflüſſiger Galle. Die Milz groß, mit faltiger Oberfläche, ihre Subſtanz von gewöhnlicher Farbe und Conſiſtenz, in der langen, weiten, gewundenen Milzarterie einzelne Kalkablagerungen. Im Magen allgemeine Wulſtung der Schleimhaut und ſtarke Röthung mit katarrhaliſchem Schleimbeleg an der Cardia. Im unteren Theil des Dünndarms zahlreiche Geſchwüre und ſtarke käſige Ablagerungen der Payerſchen und ſolitären Drüſen; ſtarke Verdickung der Geſchwürsränder, geringe Blut- und Pigment-Ablagerung in der

Geſchwürsfläche, die Muskelhaut der Geſchwürsfläche theilweiſe zerſtört; das Peritonäum nirgends zerſtört, aber mit zahlreichen Tuberkeln. Die Meſenterialdrüſen ſtark vergrößert und zum Theil käſig entartet. Dickdarm und Maſtdarm ebenſo die Nieren normal, im Hals der Harnblaſe bildet der ſolitär vergrößerte, mittlere Lappen der Vorſteherdrüſe eine mandelförmige Hervorragung.

Aus dem Sektionsbefund im Vergleich mit den Erſcheinungen im Leben iſt zunächſt zu ſchließen, daß keine bedeutende organiſche Veränderung vor der Geiſteskrankheit beſtand, welche als deren Urſache zu betrachten wäre. Der Kranke hatte, einige Jahre vor dem Beginn der Geiſteskrankheit eine akute Herzentzündung überſtanden, durch welche die jetzt vorgefundene Anomalie an den Aortenklappen bedingt war; eine weſentliche Störung des Kreislaufs ſcheint hiedurch nicht bedingt zu ſein. Die Schlaffheit des Herzens erklärt ſich aus dem langen Krankenlager. In dem Gehirne fand ſich keine örtliche Veränderung, nicht die geringſte Spur eines ehemaligen Blutergusſes, keine Erweichung. Dagegen war das ganze Großhirn gleichmäßig von anomaler, zu weicher Konſiſtenz, gleichmäßig in ſehr hohem Grade geſchwunden, da das normale Gewicht des Gehirns eines Mannes durchſchnittlich $3\,^1/_2$ Pfund beträgt, ſo iſt anzunehmen, daß hier zwei Siebentheile des Gewichts geſchwunden waren, wobei die chemiſche Beſchaffenheit der Gehirnſubſtanz nothwendig als alterirt zu denken iſt. Durch Verkleinerung des Gehirns in allen Richtungen wurde eine unvollkommene Anfüllung des Schädels bedingt, deren Folge die Erfüllung des relativ leeren Raumes durch Flüſſigkeit zwiſchen den Hirnhäuten und in den Höhlen war, eine paſſive Hirnwaſſerſucht, wie ſie den Greiſen in geringerem Grade regelmäßig zukommt und weſentlich vom Waſſerkopf der Kinder ſich unterſcheidet. Von entzündlichen Produkten zeigten ſich geringe Spuren als Trübung der Hirnhäute, leichte Verklebung derſelben mit den Gehirnwindungen, wie ſie bei dem Gehirnſchwund Geiſteskranker gewöhnlich ſich findet, endlich Granulationen der Hirnhöhlen. Dieſe Produkte ſind als ſekundär und unweſentlich zu betrachten. Für den ſtarken Schwund

des Gehirns liegt kein specielles anatomisches Verhältniß vor, welches eine sogenannte Erklärung der Geisteskrankheit gäbe. Die mit gutem Grund von den Aerzten gestellte Diagnose der Gehirnerweichung ward nicht bestätigt; die früher vorübergehend eingetretene halbseitige Gesichtslähmung und die später allmählig entstandene dauernde Lähmung der Sprache, die krampfhafte Lähmung der Glieder erscheint hier nur als Folge des aufgehobenen Einflusses eines allgemein krankhaften Gehirns auf relativ noch gesundes Rückenmark und Nerven. Als Ursache des Hirnschwundes, der vermuthlich schon vor dem offenen Ausbruch der Symptome der Geisteskrankheit begonnen hatte, läßt sich, bei dem Mangel erblicher Disposition in der Familie, nur eine mit der ganzen Persönlichkeit des Verstorbenen zusammenhängende Ueberreizung des Gehirns aufstellen, wie sie bei bedeutenden Männern, namentlich Melancholikern, häufig zur Geisteskrankheit geführt hat. Die aufgeregte Phantasie des Dichters, langes Nachtwachen, viel Kaffee, bewirkte eine allseitige Ueberreizung des Gehirns, die äußeren Verhältnisse brachten Sorgen, und in noch jungen Jahren des Mannesalters trat ein Stillstand in der gehörigen Ernährung des Gehirns ein, während der Körper noch relativ kräftig war. In der ersten Zeit dieses Zustandes hätte sich Erfolg versprechen lassen von einer wohlthätigen, sorgenfreien Existenz mit Abhaltung aller Störungen, mit gleichmäßiger Uebung des Geistes und Körpers, wobei namentlich die geistige Thätigkeit zu schonen gewesen wäre, damit sie sich sicherer kräftige. Mit dem Ausbruch der Symptome der Geisteskrankheit war ein so bedeutendes Mißverhältniß zwischen Geistesthätigkeit und Körper eingetreten, daß die geregelte Ordnung einer Irrenanstalt die einzige Hoffnung der Wiederherstellung gab. Bei der besten Behandlung zeigte sich doch die Krankheit jetzt unheilbar. Arzneimittel und systematische Heilkuren wären erfolglos gewesen, weil der Ausbruch der Krankheit tief in der ganzen Persönlichkeit begründet erschien und nach einer einmal offenbar gewordenen krankhaften Reflexaction, der Melancholie eine Wiederherstellung des Le-

benehmuthes unmöglich war. Oertliche Behandlung des Kopfes mit kaltem Waſſer war zum Theil für heilſam und wünſchenswerth erklärt, unterblieb jedoch, zum Theil wegen der entſchiedenen Abneigung des Kranken; als Reizmittel hätte das kalte Waſſer in frühern Zeiten der Krankheit dazu beitragen können, daß die Ernährung des Gehirns verbeſſert wurde, ſpäter würde es durch Entziehung von Wärme nur den Stoffwechſel im Gehirn verlangſamt, die Zunahme des Gehirnſchwunds und Abnahme der Geiſtesthätigkeit befördert haben. Während in andern Fällen der Gehirnſchwund durch Selbſtmord zum Tode führt, bewirkte er hier das langſamere Verlöſchen der Geiſtesfunctien, allmäligen Verluſt der Herrſchaft über den Körper, eine hilfloſe Lebensweiſe und langes Krankenlager. Die Tuberkuloſe der Lunge und des Darms iſt als eine Folge dieſes Zuſtandes und deſſen Schlußglied zu betrachten; nach dem Sektionsbefund iſt es wahrſcheinlich, daß ſie nicht länger als ſeit einem oder zwei Jahren beſtand und in der letzten Zeit ſchnell zugenommen hatte. Die Schwächung des ganzen Körpers und die krankhaften Ernährungsverhältniſſe führten endlich gleichzeitig zum Durchliegen und zum Brandigwerden der erkrankten Lunge, wie es ſich in der letzten Zeit des Lebens durch den übelriechenden Athem kundgab.

Wien, 26. Auguſt 1850.

Dr. Görgen,
Inhaber und Direktor der Privat-Irrenanſtalt zu Oberdöbling.

Dr. A. Beneſch,
Aſſiſt. der Irrenanſtalt.

Dr. Heinrich Meckel von Hemsbach
Privatdozent zu Halle.

Dr. Romeo Seligmann,
Prof. d. Geſchichte d. Medizin an der k. k. Univ. zu Wien.

Ludw. Aug. Frankl,
Md. Dr.